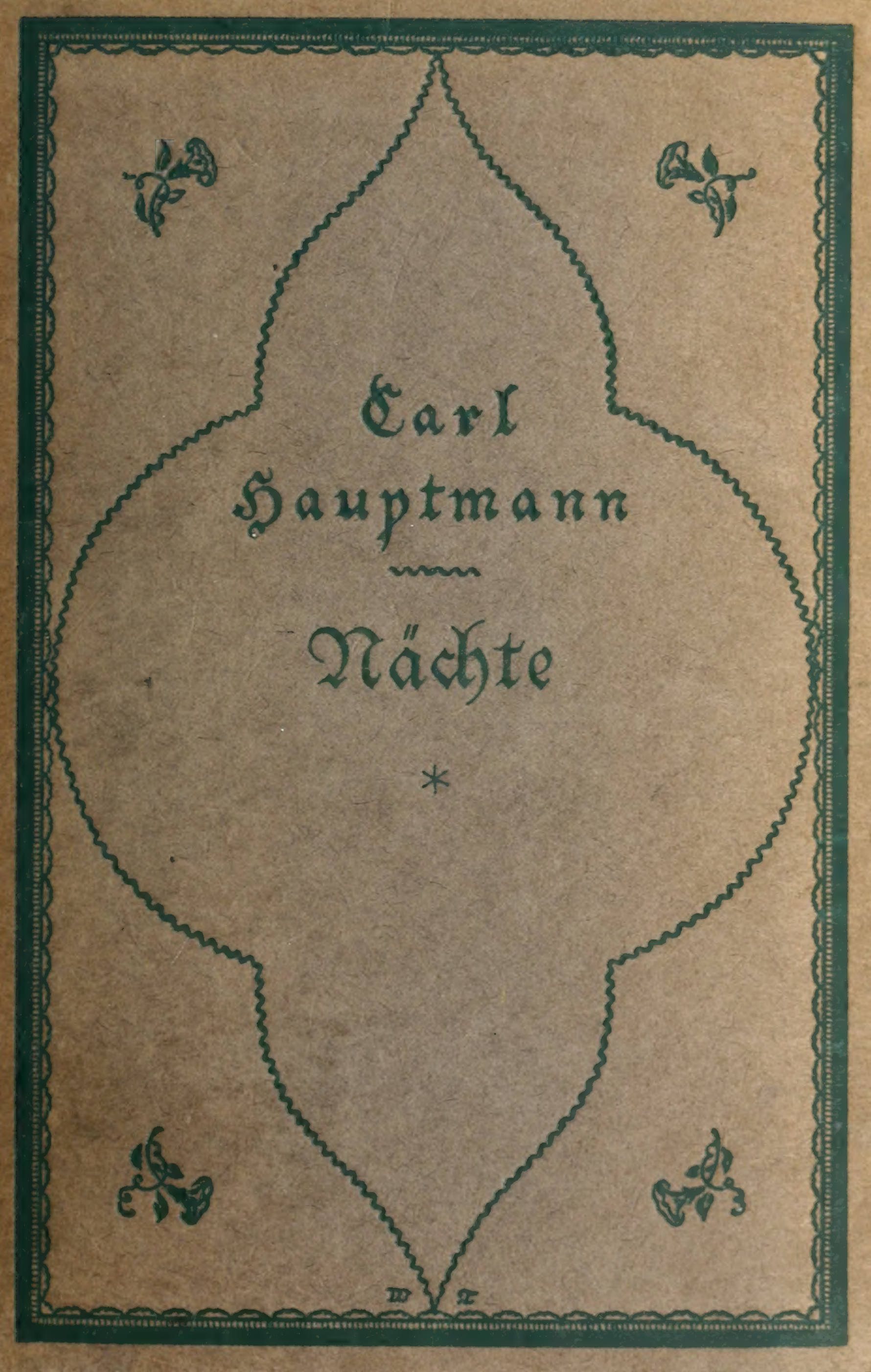
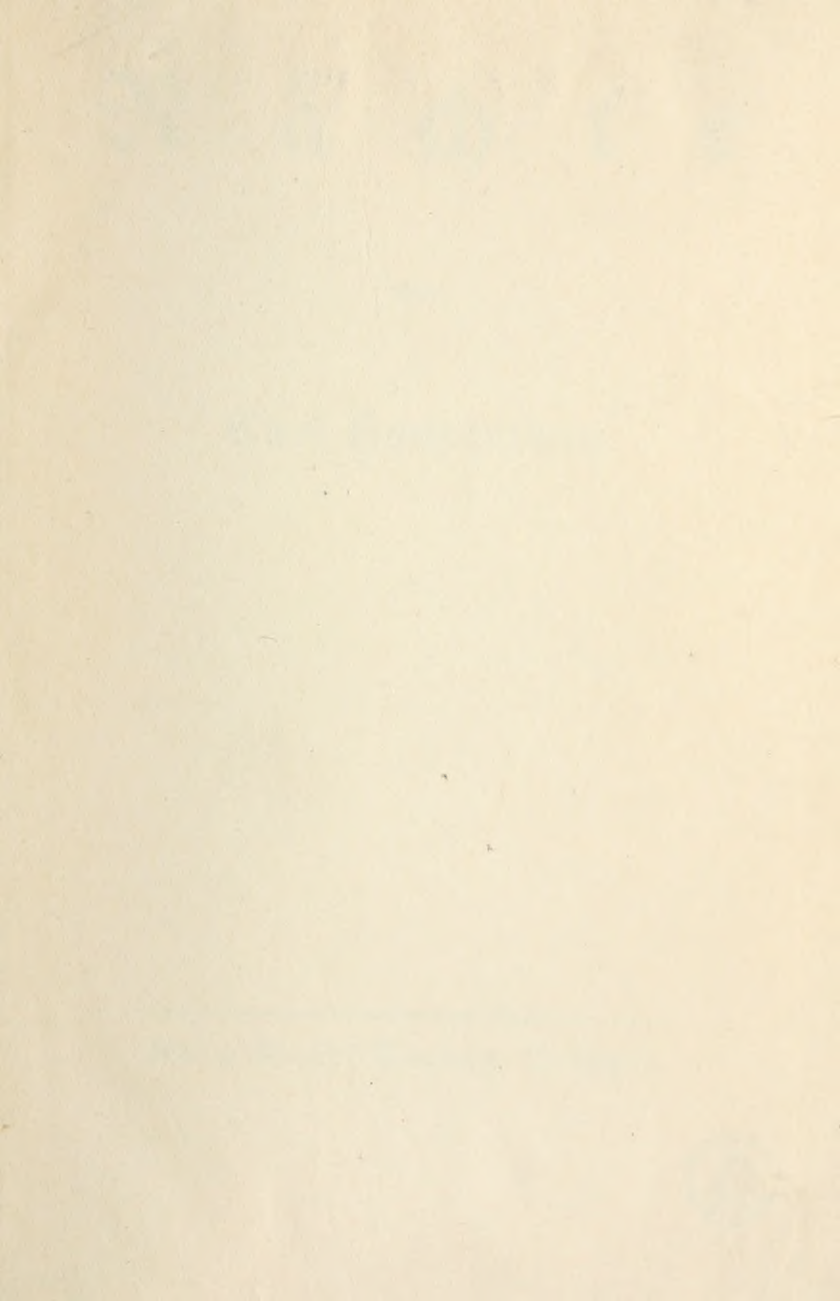

Carl
Hauptmann
Nächte
*





Nächte

Von

Carl Hauptmann

Kurt Wolff Verlag, Leipzig



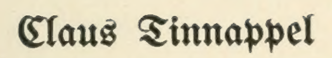
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Den Dreien
die Atem und Seele
des großen sehnsüchtigen Russenvolkes
mit singenden Händen
zu uns tragen

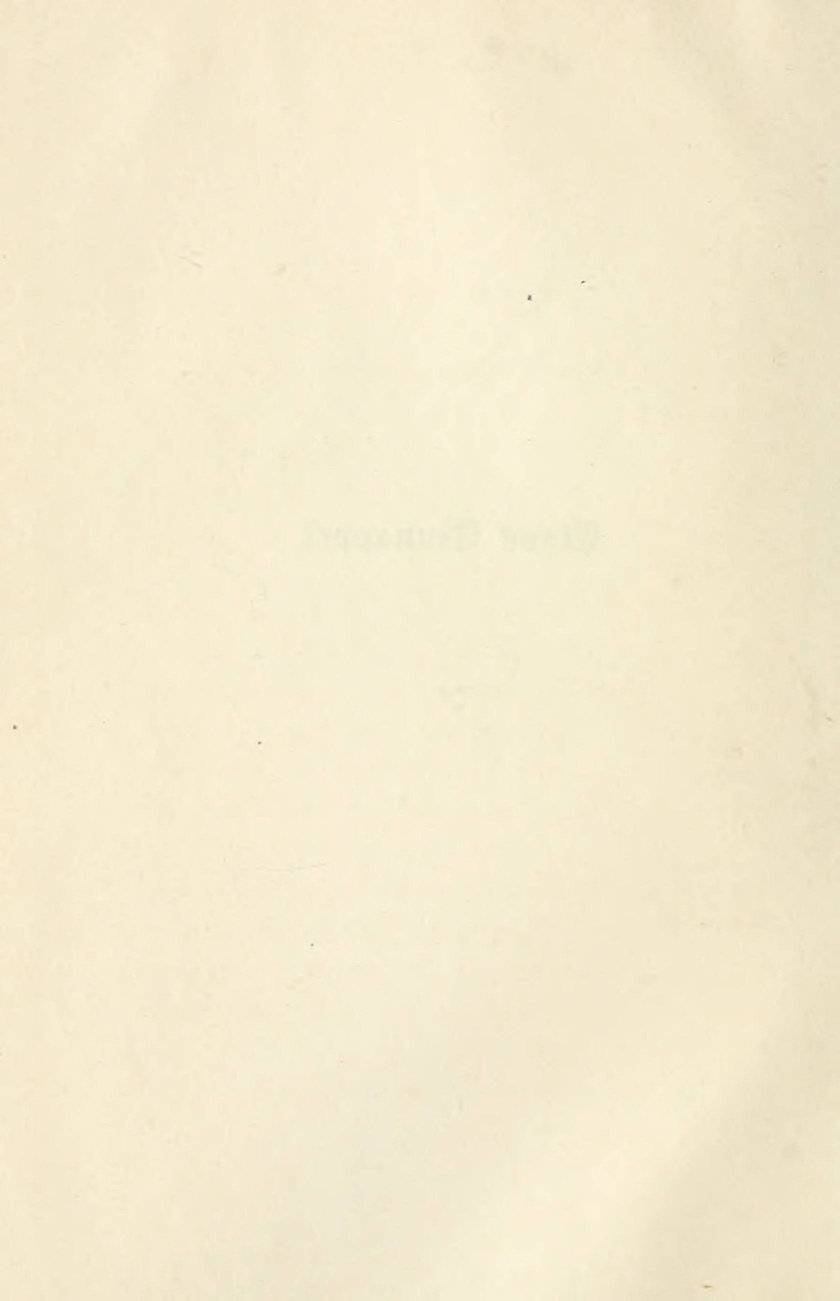
Vera Maurina-Preß

Michael Preß Joseph Preß

Mittel-Schreiberhau, im Januar 1912



Claus Tinnappel



Erstes Kapitel

„Die macht Claus Tinnappel auch noch zum Flederwisch ... das ist ein Galgenvogel ... kaum zwanzig is' se ... und zwei Männer liegen schon im Erdboden eingescharrt ... die wird ihre Schlingen schon um den jungen Kerl zu werfen wissen ... die hat auch in Trauerkleidern Courage."

Es war Nacht.

Die mürrische Erzählung machte eine quarrige Stimme, die aus einem vorgebeugten, mageren, grauen Schädel kam, dessen blinzelnde Augen in ein kleines, wieder neu sprühendes Waldfeuer sahen. Die harten Hände rissen frische Fichtenzweige umständlich und fest aus einem mächtigen Reisighaufen heraus und deckten sie gemächlich über die sausenden und krachenden Dunkelflammen. Der alte Buchwald ragte gegen die graue Dämmerluft und den Schein der jagenden Funkenschwärme, die stumm und geisterhaft über die Waldgräser hinschwebten.

Es war hoch oben im Forste.

Die Lichter fern in der Tiefe der Täler waren erloschen.

Der Waldboden war kühl und feucht. Er atmete erdigen Wohlgeruch. Die Sträucher der Rehheide flüsterten am Hange. Sie schienen unter den bleichenden, starren Sternen wie geheimnisvoll erglüht, als wären goldblinkende Gewirke weit hin am Waldsaum gebreitet.

Die Schutzhütte stand offen.

Nur der alte Totengräber ging vor der Hütte ums Feuer.

„Die macht Claus Tinnappel auch noch zum Flederwisch ... das ist ein Galgenvogel ... und die Alte ist eine Hexe oder Eule ... und was der Vater war, wie der noch lebte ... der immer mit Vieren fuhr," begann er neu seine Rede, als wenn er dem Feuer seine lustige Geschichte erzählte, weil der, mit dem er geredet hatte, längst unversehens wieder eingeschlafen war.

Drinnen in der Hütte lag auf Bündeln zu Häupten, mit Jacke oder Laub leicht zugedeckt, Mann an Mann, alte Holzfäller, die schwerfälligen Sinne noch vollends dem leisen Rauschen der Waldnacht und dem Glanze des Feuers und der Sterne verschlossen.

Der dürre, stakige Totengräber besaß allein die Un-

rast der Greise. Er muddelte ewig an seinem Pfeifenkopfe herum, schob den Kaffeetopf übers Feuer und machte sich auch in den tiefsten Nachtstunden immer zu schaffen.

„Oh du großer Gott und Heiland!“ seufzte er vor sich hin. „Die Alte ist richtig ein Uhu ... und was den Vater betrifft, wie der noch lebte ... und immer mit Vieren fuhr ...“

Das Gerede war plötzlich erstorben, weil der alte Totengräber jetzt verstohlen beobachtend ein Stück an der Waldlehne hingehumpelt.

Drüben in den Rehheidestrichen, die nachtgolden glühten, sah man im ersten Morgengrau ein paar Dämmergestalten, unbestimmt und doch blendend.

„Ihr Leute! ... Ihr Leute!“ ... rief jetzt Buchwald pfiffig den Schlafenden in der Hütte zu. „Ich sagte es doch gleich ... da stehen se ... da stehen se ... sie macht sich das Tüchel frisch um die Haare ... weil Tinnappel sie richtig gezaust hat ...“

Einer nach dem andern erhoben sich die alten Holzfäller von ihrem Laublager, reckten ihre erstarrten Leiber und kamen verschlafen in die Morgenluft.

„Und fort is' se ... wie ein Rehkitz“ ... schrie der Totengräber verhalten. „Und liegt längst in den Federn, wenn die alte Eule zum Rechten sieht!“

Claus Tinnappel stand drüben in der Rehheide, und Salie war bereits im tieferen Bannwald dem Tale zu verschwunden.

Claus Tinnappel war straff wie ein junger Buchenbaum. Oben im Gebirge am Hochmoor stand noch das alte, kleine, wettergezauste Forsthaus aus Balken gebaut, darin er als Kind in der Wiege gelegen, und daraus er als Junge zu Tale gesprungen. Jetzt war Claus Tinnappel Forstgehilfe, angetan mit graugrünem Waldhabit, und hatte noch mehr einen Blick wie ein äugendes Waldtier. Er hatte geschworen sich unbarmherzig an den Wilderern zu rächen, die seinen Vater im tiefsten Forste zu qualvollem Tode gebracht. Sein rechtes, unteres Augenlid war gespalten. Er hatte einmal einen Streifschuß ins Gesicht erhalten, gerade als er den Wilderer scharf aufs Korn nahm. Auch die Mittelsehne seiner linken Hand war verkürzt, weil er in das Messer eines Wilderers in jachem Handgemenge hineingegriffen. Er wußte noch heute nicht, wie er damals davon kam. Claus Tinnappel konnte unbarmherzig sein. Er fürchtete sich vor niemand.

Jetzt stand er in der Rehheide im Morgengrau. Und Salie hatte ihm noch eben in den Armen gelegen.

Als der junge Forstgehilfe, die Büchse über der

Schulter wie von einem Patrouillengange näher kam, krochen die alten Holzfäller noch einmal in ihre Schlummerlager zurück.

Der alte Totengräber ließ stumm den Kopf hängen und stöckerte im Feuer mit einem Reisigast. Alle taten, als wenn nur schlafende Stimmen grau über der Waldnacht hingen und Wunder und Sagen um die bleichen Stämme spännen.

Auch Tinnappel streckte sich wortlos ins Waldgras hin.

Nur der alte Buchwald nahm jetzt den Topf aus dem Feuer, schlürfte und ließ das Feuer einsinken.

Aber wie der Morgenschein über die Ginsterhänge floß, daß sie wie helle, goldene Fließe am Hange lagen ... wie die alten Holzfäller zwischen den gestürzten Stämmen sägten oder die Äxte schwangen ... als der junge Tinnappel am Waldrande stand, die kurze Pfeife dampfend im Munde, und der Förster herzu kam, rief auch er dem Forstgehilfen entgegen: „Die dachte wohl gar, ich erkennte sie nicht ... übrigens sieht sie verteufelt unschuldig aus in ihrer dörflerischen Maskerade ...“

Der Forstgehilfe wurde rot wie Purpur. Ganz übergossen wie ein junges Mädchen in Scham. Er konnte dem Förster nicht recht in die Augen sehen.

„Vor der warne ich Sie!“ sagte der schwarzbärtige Förster, als er zu Claus Tinnappel herankam. „Zwei Männer hat sie schon unter die Erde gebracht ... das ganze Dorf kennt ihre Tollheit,“ sagte er hart.

„Ach Gott ... Herr Förster!“ ... sagte Tinnappel kleinlaut. „Wie wilde Hummeln nun einmal sind!“ ... „Ich verstehe mich schon auf sowas“ ... sagte er jugendlich drollig und doch noch immer verlegen.

„Unter uns gesagt“, sagte der schwarzbärtige Förster begütigend, „eine hitzige Zigeunerin war mir auch immer lieber wie ein Lamm auf der Weide“ ... „Nun Gott befohlen ... die ganze Sippschaft ist ziemlich sonderlich ... ich wollte Ihnen nur einen guten Rat geben,“ sagte er treuherzig, zündete sich auch die Pfeife an, nahm sein Forstbuch und seinen Signierhammer und maß die Stämme.

Unterdessen hallten auf der Lichtung die Axtschläge und summten rhythmisch die Sägen. Der nahe Wald wogte leise im Sonnenschein. Spechtrufe lachten. Und Claus Tinnappel sah einer einsamen Krähe nach, die in der Talrichtung ferner und ferner im Licht sich verlor.

Zweites Kapitel

Unten im Dorfe am Eingang in das enge Flußtal lag, den weißen Häuschen mit dem schwarzen Balkenwerke oder mit böhmischen Holzaltanen und bunter Wäsche zum Trotz, hinter schwarzem Eisengitter mit goldenen Spitzen und einem Vorgarten, darin mächtige Kastanien Schatten über grünen Rasen und Kieswege warfen, ein feines, weißes Herrenhaus, die Fensterscheiben seltsam gewölbt, daß sie wie geschliffenes Glas spiegelten, und Portal und Brüstungen aus hellem Granit gehauen und gerundet.

In diesem Hause oder Schlößchen wohnte jetzt die alte Frau Rotkegel seit Jahren allein. Denn Herr Rotkegel war lange tot.

Und es ist wahr, was der schwarzbärtige Förster oben im Schlage zu Claus Tinnappel gesagt, daß die ganze Rotkegelsche Sippe sehr wunderlich war. Die armen Leute im Orte waren an dem hohen Eisenzaun nie entlang gegangen, ohne sich nicht in die schielenden Fenster wie in eine verborgene Zauberwelt hin-

ein zu träumen, auch schon als Herr Rotkegel noch lebte.

Aber Herr Rotkegel war an sich nichts Geheimnisvolles gewesen.

Herr Rotkegel, so Sonderliches man sich auch von seinen Liebhabereien und Launen erzählte, hatte mit dem Dorfarzt und dem Oberförster zusammen im Wirtshaus gesessen.

Er war mit Flinte und seinen Hunden pürschend über die Dorffelder gestrichen.

Und wenn der lustige, breite Mann mit dem Doppelkinn und mit den vollen, weißen Bürsten über seinen kleinen, flinken Augen in die Kirche trat, so war an ihm mit Ausnahme der großen, funkelnden Busennadel und den reichberingten, dicken Fingern, mit denen er dann sein Gesangbuch vor sich hin hielt, nichts Auffälliges weiter gewesen, als eben die kleine, jugendliche, ganz schüchterne und immer wie in entschuldigender Güte lächelnd hinter dem breiten Rücken des Herrn Rotkegel verschwindende Frau Rotkegel, die er erst in seinen späteren Jahren, wie er längst ein reicher Mann war, aus der Stadt mit heimgebracht hatte. Frau Rotkegel immer ein wenig verschleiert, oder gar hinter den Spiegelscheiben, wo all das Wunderwerk stand, das Herr Rotkegel aus der weiten Welt gesammelt,

allzeit ungesehen umgehend, so daß sie von Anfang an, sobald sie ins Dorf eingefahren war, unter die Reichtümer und sonderlichen Kostbarkeiten des alten, breiten Herrn Rotkegel von den Dorfbewohnern gleich mit eingerechnet worden war.

Man muß auch wissen, daß es mit den Vieren, womit, wie der alte Totengräber behauptete, Herr Rotkegel immer gefahren war, eine eigene Bewandtnis hatte.

Man denkt sich dabei zwei fliegende Doppelgespanne mit flatternden Mähnen vor einander, leicht in der Hand des betreßten Kutschers hineilend. Einen rollenden Wagen, der in Federn wiegt, mit allerhand vornehmer, herausquellender, seidener Frauenkleidung, wenn der Diener erst vom Bocke gesprungen ist und den Schlag einmal öffnet.

Aber das war alles ganz anders gewesen.

Der Wagen war ein haushoher, breiträderiger Planwagen gewesen, in dem feine Leinwanden gestapelt lagen, und vor dem vier mächtige Pferde aus Brabant mit Messingscheiben und anderem Geklingel und mit buntem Lederwerk reichlich aufgeputzt, alle Muskeln hatten spannen müssen, um ihn polternd und krachend und dröhnend die Landstraße fortzuziehen.

Erst war Herr Rotkegel selber im blauen Hemde, am

Hute einen Strauß, die Peitsche lustig schwingend daneben gegangen. Später freilich hatte er genug Kutscher und Knechte und stand nur noch als reicher Herr unter den reichsten Händlern auf der Messe.

Und die seltensten Sonderlichkeiten brachte er der feinen, scheuen Frau Rotkegel von seinen Reisen mit heim. So daß das Rotkegelsche Haus bald gar nicht wie eine menschliche Wohnung, eher wie ein Märchen anzusehen war. Zimmer an Zimmer nur voller Glasschränke, darin geschliffene Gläser und Schalen, buntes Steinzeug, Mosaiken, Miniaturbildchen, Ringe und Gemmen, winzige Uhren mit Diamant- und Perleinlagen und tausenderlei anderer kostbarer Kleinkram dem Auge verlockend blinkten. Truhen mit getriebenen Beschlägen standen da, aus denen man die schimmerndsten Wirkereien in Gold und Steinen ausschälen und hinbreiten konnte, edle Arbeiten, wie man sie in den Ländern der Wunder Königinnen über die weißen Steinterrassen breitet, oder auf die Altäre der Götterbilder selber anbetend niederlegt.

Es standen auch solche Götterbilder auf elfenbeinernen Tischchen in den Winkeln der weiten Räume.

Überall brütete eine große Feierlichkeit.

Die scheue Frau Rotkegel ging in dem Rotkegelschen Hause herum ganz ohne Laut.

Sie hatte große, nächtliche Augen.

Und auch deshalb konnte man an eine Eule denken, weil ihre Augen viel blinzelten.

In vielen Zimmern waren die Vorhänge gegen die Sonne immer niedergelassen.

Auch ein fremdartiger Geruch lag über allem Möbelkram und quoll aus den Schüben, sobald man sie öffnete.

Die erlesensten Spitzen lagen in den Kästen und Schüben geborgen. Frau Rotkegel konnte im Anstarren der kleinen Wunderwerke, die darin in weiß gebildet waren, Reigen von Sternen und Tieren und Blumen, Stunden vergessen.

Auch Goldbecher und Goldschalen gab es, schwer und gediegen. Schmuckkästchen, darin Ketten und Geschmeide lagen, die Frau Rotkegel oft wie eine umspinnende Musik lange durch die Finger gehen ließ, als wenn sie sie mit ihren feinen, weißen Händen noch lebendiger fühlte, als mit ihren fast zugedrückten, blinzelnden Augen sah.

Frau Rotkegel ging in dem Rotkegelschen Schatzhause richtig wie verzaubert um.

Freilich war da auch ein Kind aufgewachsen. Rosalie. Salie hatte sie der Vater genannt. Das gesund und frisch und unternehmend war. Das mit viel Lärm

und rücksichtslos schon auf seinen kurzen Beinen durch die stillen Räume gelaufen und der Feierlichkeit und Schätze nie geachtet hatte. So daß es der kleinen, scheuen Dame, wie der Alte tot war, wohlgetan, wie die Tochter sich mit ihren sechzehn Jahren gleich einen älteren Mann, einen Gymnasialprofessor erkoren, den sie mit ihren lustigen, dunklen Augen völlig betört hatte.

Jetzt war Salie kaum zwanzig.

Sie hatte außer dem Professor schon einen zweiten Mann, einen jungen Offizier gehabt, der auch unversehens gestorben war.

Und Salie sah schlank aus, achtete der Trauerkleider nicht, hatte Blicke wie eine spanische Tänzerin und lief wie ein Mädchen herum.

Wenn sie jetzt neu im Rotkegelschen Hause herum pfiff und sang, kam die kleine, scheue Frau Rotkegel gar nicht mehr aus ihren hintersten Verstecken hervor.

In Salies Stimme, die zärtlich war, lachte und girrrte es.

In ihren Hantierungen, wenn sie auch nur mit einem Blumenkelche tändelte, lagen Liebkosungen wie zum Trotze.

Manchen Alten, nicht bloß durch junge Sinne gesehen, stach ihr wissendes Wesen im Blute wie mit

feinen Nadeln und machte ihn ihr nachblicken, wenn sie mit wehendem Brusttuch um die Schultern, ohne Hut in der Sonne, heute wie ein Bauernmädchen, und morgen wie eine Prinzessin durch die Dorfstraße lief. Mancher weise Blick lächelte über die Schalkheit und Inbrunst ihrer jungen, jähen Bewegungen, die ihr um Schultern und Hüften zuckten und ihren losen, dunklen Kopf zurückwarfen.

Vor dem Hause der Frau Rotkegel ragten jetzt im Schatten unter den Kastanien große Blüten von Purpurmohn hinter den Eisenstäben des Zaunes. Glut brannte in den Kelchen. Die Farbe der losen Blätter, die auch leicht abgeworfen im Kies lagen, war wie Feuer so glühend.

So waren die Stunden, die Salie hinwarf.

Im Grunde jeden losen Blütenblattes war ein Zeichen wie aus sammetschwarzem Tode. Es konnte nichts Unheimlicheres geben, als im Innersten der Blütenglut die Flecken von tiefster Finsternis zu sehen.

So ragten die Purpurblumen im Schattengarten am Julitage.

So ragte in dem verwunschenen Hause drinnen die junge, verzehrende Frau.

Drittes Kapitel

Claus Tinnappel war so nüchtern, wie Salie verrückt und verschroben und nach allerhand Aberglauben und Märchentorheiten lüstern war. Sie hatte nicht umsonst unter dem Zauberballast im Rotkegelschen Hause ihre Jugend zugebracht, um nicht selber Verwunschenes genug an sich zu tragen und mit Wahrsagen und Hexensprüchen ihre Stunden und Tage zu vertändeln.

Aber eine Wahrheit lag in ihr, heiß wie Sonnenfeuer und dunkel wie Abgründe. Das junge, starke Blut Claus Tinnappels hatte draußen und hoch im Blütenmeer der goldenen Rehheide die stumme Sprache verstanden, die Salies Atem und Pulse redeten.

Und Salie dachte, daß sie sich nur nach Claus je gesehnt hätte. Sie lief jetzt oft oben an den Waldhang, wenn der Mond golden in der Nachtluft hing.

Aber sie hatte Claus nie gesagt, daß sie mehr als Heimlichkeiten wünschte.

Das kränkte Claus.

Mit der Zeit war ihm auch das Gerede der Holzfäller und des Försters zu dumm geworden.

So war er eines Tages zu Tale gelaufen und stand vor dem Rotkegelschen Hause.

Er hatte Frau Rotkegel nie von Angesicht gesehen.

Es war dem straffen Claus Tinnappel eine lächerliche Beklemmung, als er jetzt gar in dem feinen Treppenhause stand und unter den seltsamen Wohlgerüchen atmen mußte, die aus einem indischen Bazar gewiß nicht üppiger aufstiegen.

Aber Claus Tinnappel war gewissermaßen aufgebracht.

Er war gekommen, die steilen Steinwege und durchs Dickicht nieder, wie Hirsche durch die Dickung brechen. Er wollte etwas in Klarheit bringen. Er dachte nicht viel mehr, als daß er einmal die ganze Lage sich mit eigenen Augen besehen und daraus erkennen würde, wie weit ihn seine törichten Sinne narrten.

Verdacht ist ein Arom. Könnten wir unser verdächtiges Blut prüfen, wir könnten vielleicht eine feine Flamme damit grün färben, oder wer weiß mit welchem nie gesehenen Zauber. Verdacht lag Claus Tinnappel im Blute. Obwohl auch er jetzt in Salies Blicke verzehrend hinein sah, wie in einen Purpurkelch.

Claus war gleich über die Teppiche im Rotkegelschen Hause empor gelaufen, obgleich Boden und Füße ein wenig unter ihm schwankten.

Aber er mußte doch lachen, als er in die Tür zu Frau Rotkegel vollends eintrat.

Die Glasservanten alle in dem gewölbten Zimmer schielten und spiegelten. Sofa und Tisch und Lehnstühle darin waren mit Spitzenzeug reich behangen und schwiegen in ganz versunkenem Gehaben. Auch Frau Rotkegel war mit Spitzen behangen wie Tisch und Sofa. Sie sah sehr weiß und sehr zierlich aus.

Claus Tinnappel konnte die blinzelnde Dame ruhig betrachten, weil sie ihn zuerst nicht ansah.

Ihre Augen schienen ziemlich verzweifelt. Sie blickten auf den Erdboden oder an die Wände. Ihre Augen schienen dunkel wie Salies Augen, aber in einem sehr feinen, bleichen Gesicht. Ihre Lippen waren schmal. Unentschlossen lag der erste Gruß auf den Lippen. Sie war Claus Tinnappel wie abwehrend gleich bis an die Tür entgegengelaufen, indessen sich das dienende Bauernmädchen noch immer nicht entfernen gewollt.

Claus stand ziemlich ratlos.

Er hatte außer dem Gruße, den er aus Verlegenheit hervorstieß, sich in allen Winkeln umgesehen und

die beiden, großen Bernhardshunde, die ein jeder in einer Fensternische nur den klugen Kopf hoben, ins Auge gefaßt.

„Ja, was wollen Sie denn bei mir?“ hatte die kleine Frau Rotkegel jetzt ausgerufen.

Da hatte Claus Tinnappel sich zwar gleich besonnen, daß er vor Salies Mutter stand, und daß er nun eigentlich einmal wissen müßte, was es mit ihrer Tochter für eine Bewandtnis hätte?

Aber diese Frau Rotkegel war allzu fein und zierlich und leise, und gar nicht so, wie Mütter sind, die über das Schicksal von Töchtern sich nüchtern und sicher verbreiten könnten.

Claus war plötzlich ganz seltsam abgestoßen.

Gar nicht unlieb.

Die kleine Frau war ja wie ein feiner Gesang. Aber einen Gesang und ein Märchen war Claus Tinnappel nicht zu hören gekommen.

Er gab seine ganze Absicht verloren.

Er suchte nach andern Ideen, die ihn aus seiner Lage wieder heraus bringen könnten, in die er durch seine Hast geraten war.

Claus war einsilbig wie Frau Rotkegel.

Er fragte nur, ob sie Holz für den Winter brauche? Sagte, daß er nur deshalb gekommen wäre.

So daß jetzt auch das Bauernmädchen sofort gleichgültig aus der Stube verschwand.

Claus sprach ziemlich jäh. Er stotterte einiges über die Holzpreise für den Winter. Er kam nicht zu Ende. Er lächelte sogar jetzt, daß die feine Spitzendame mit den grauen Scheiteln errötete. Und hielt wieder inne, um für ihre Antwort endlich eine Pause zu lassen.

Aber da tat sich zum Glück eine Seitentür auf und mit zwei roten Flatterrosen an der jungen, braunen Brust, die aus einem eng fließenden, silbergrauen Falbelgewande hervorlugte, wie eine schwebende Göttin, lachend und toll, wie wenn es hier gar keine zarte Frau Rotkegel weiter gäbe, kam Salie hereingestoßen, selbst ganz überrumpelt und jetzt auch ihrerseits überrumpelnd. Und wie sie Claus Tinnappel verlegen stehen sah, ihm an den Hals fliegend, ihn mit drollig tollen Namen benennend.

„Meine Haideschnucke," begrüßte sie ihn.

So daß Frau Rotkegel fast einer Ohnmacht nahe war.

Aber da hätte weder Ohnmacht, noch sonst irgendeine Macht der Erde, wenn sie in Frau Rotkegel lebendig gewesen, je etwas anderes jetzt zu wecken vermocht, als daß auch Claus die junge, seidene, jähe Gestalt Salies fest an sich gepreßt und gehalten hätte.

Aber er hatte sie dann doch sogleich wieder losgelassen.

„Das ist nämlich mein wahrhaft Erkorener, mein liebes, ängstliches Mutterschnäuzchen,“ sagte Salie mit drolligem Tone. „Und keinen andern habe ich je geliebt ... weder vor noch zurück ... und alle können mir jetzt gestohlen sein!“ sagte sie mit einem Anfluge von Hohn.

Die kleine Dame stand lange ganz nur in starrem Erstaunen. Und das starre Erstaunen hätte sicherlich kein Ende gefunden, wenn nicht Claus Tinnappel gleich in aller guten Sitte und knabenhafter Seligkeit zu Frau Rotkegel gesprochen und sie dabei flehend angesehen hätte. Claus Tinnappel sagte seine Worte jetzt ganz feierlich, ganz als wenn er wüßte, daß man den Alten in sanftem Flüstertone solche Entscheidungen des Lebens zu bekennen hätte.

„Ja ... nämlich ... wirklich ... Frau Rotkegel ... ich liebe Salie,“ sagte er mit leiser Stimme. „Nehmen Sie es nur freundlich auf ... und geben Sie mir vertrauensvoll Ihre Tochter!“

Warum Frau Rotkegel bei diesen Worten weinte, hätte sie selbst in dem Augenblicke nicht zu sagen gewußt. Der Ton mochte ihr fremd sein und schien sie wohltätig zu rühren. Auch an das Wesen Salies

mochte sie denken, das unstet und haltlos war, und sie mochte insgesamt Leid aus Vergangenheit und Zukunft ungeschieden in ihren Tränen tragen.

Sie stand völlig abgewandt.

„Wenn es schon wieder gleich sein muß,“ sagte sie dann mit traurigem Blicke und blieb ganz von fern.

Wie Claus endlich hinaus war, hatten ihn wohl die Ringe der einstigen Ehemänner, die Salie vor den Augen der Mutter immer am Finger trug, einen Augenblick wieder ins Auge gestochen. Aber er lachte doch kindlich und froh, als er im Bergwalde aufstieg.

Und Salie hatte daheim mit der Mutter keine Geduld gehabt. Sie hatte bei deren Mahnungen beide Goldreife glatt vom Finger herunter gestrichen und sie der erschütterten Dame hohnlachend vor die Füße geworfen.

Die Ringe blieben lange im Teppich liegen.

Und die kleine sanfte Frau Rotkegel sah den Tag noch bleicher aus wie sonst.

Viertes Kapitel

Jetzt gab es einige gute Zeiten.

Claus Tinnappel war ein straffer Mann. Oder besser eine ehrliche Haut und ein fester Sinn. Und es sprang aus den Augen Clausens auch in Salies Augen hinein, daß sie wie eine Braut einherlief, die Glückliche spielte, überall wie ein vornehmes, gesittetes Mädchen auftrat, wo sie es gefällig fand, und vor den Dorfleuten und der kleinen, blassen Frau Rotkegel insgesamt etwas darstellte, was sie in dieser Zartheit noch keinem erschienen war.

Wie die großen Kastanienblätter den Vorgarten des Rotkegelschen Hauses bestreuten, und man raschelnd hindurch ging, wie die gefleckten Knollen beim Auffallen aus den Stachelfrüchten sprangen, und über dem Dorfe in den milchigen Lüften Scharen von Krähen kreischend dem Gebirge zuzogen, da war auch in Frau Rotkegel eine gelinde Beruhigung heimlich eingekehrt.

Die kleine Dame, scheu wie sie immer unter ihren

Glasservanten und Truhen in dem weiten Schatzhause umging, begann sich an den Anblick Tinnapppels langsam zu gewöhnen. Hatte sie die Sommer- und Herbstmonate noch gewünscht, daß Claus nur wie zufällig ins Haus käme, so duldete sie, wie die Winterzeit heran war, daß er bei Salie in der Stube saß, und daß der beiden Liebesleute Gespräch und Gekicher manchmal noch bis in die späteren Abendstunden in das feine, einsame Treppenhaus heraus hörbar blieb.

Und was das Beste war, und einen sehr versöhnlichen Geist zwischen Mutter und Tochter säte, das war die Willfährigkeit, mit der die zarte, verschleierte Frau Rotkegel viel schöne Dinge herbeischaffte, die bald Claus Tinnappel und der Tochter in ihrem eigenen Hause zu gute kommen sollten. Wie es Frau Rotkegel noch nie so lebhaft getan hatte, sann sie mit Salie an Einrichtungen und Kleidern herum. Und wenn einer im Winter, wo ein Paar Schneiderinnen an den Fenstern von Frau Rotkegels Wohnräumen saßen und eifrig stichelten, und die Maschinenräder ewig schnurrten, in das Rotkegelsche Haus eingetreten wäre, hätte er wohl gar die kleine Mutter Salies unter Leinwanden und Spitzen und feinen Seiden wühlen und mit ihren nie gestillten, fremden Blicken ratlos darin herum suchen sehen.

Unterdessen sauste Salie, in feinem, drallem Pelzwerk, angetan wie ein Jagdpage, mit schlanken Beinen, die in Ledergamaschen straff eingefügt standen, den dunklen, spanischen Kopf mit einem sammetnen, pelzverbrämten Federbarett bedeckt, im Arme Claus Tinnappels aus der einsamen Baude die Schneehänge jauchzend zu Tale nieder.

Toll war Salie noch immer.

Toll konnten ihre heißen, erhitzten Blicke noch mehr sein, sobald sie einsam in Claus Tinnappels strahlender Verliebtheit ging.

Auch wenn der Winter die alten und jungen Wetterfichten oben an den einsamen Kammhängen in tausende Urwelttiere und schlafende Adler verzaubert, und über die weiten Schneefelder verwunschene Zwergenhochzeiten im Dämmer huschten, auch oben unter den Reifriesen im Gebirge hing unversehens ihr heißes Begehren an Tinnappels Lippen und Leben.

In seinem Blute war dann auch die Kraft und das Jauchzen. In seinem Blute sausten und tobten auch Frühlingsstürme. Auch in ihm war dann eine Gewalt und Seligkeit ausgebrochen, die nicht leicht zu stillen war.

An einem dieser Abende waren Claus Tinnappel und Salie den Dorfweg vollends mit schwebenden

Schritten niedersireifend, er ein Jägersmann mit dickem Fuchsmuff am Leibe, und sie in ihrem drallen Pagenkostüm, in die Dorfwirtschaft eingetreten.

Salie hatte schon von ferne die Musik angelockt.

Es war eine mächtige Dorfbrauerei, ein altes, breites Giebelhaus, das aus seinen hohen Saalfenstern auf die Dorfstraße und den Schnee Schein warf.

Es war Sonntags.

Und weil sich immer zu Feiertagen allerlei Leute aus der Stadt hier ihre Lust machten, hatte Claus, ehe sie eintraten, doch noch dawider geredet.

Claus Tinnappel war einer von denen, die in der Einsamkeit aufgewachsen, die Blicke fremder Menschen immer wie etwas Kaltes und Peinliches empfinden. Und außerdem fühlte er jetzt stets seine Glut für Salie beleidigt, wenn Neugier und Dreistigkeit über ihre auffällige Gestalt hinkroch.

Aber Salie wollte es.

Und im Grunde war augenblicklich durchaus nicht einzusehen, warum sie nicht hätten offen in die Wirtsstube eintreten und sich dort an einem der wachstuchnen Tische des hellerleuchteten Raumes niederlassen sollen.

Überwindung kostete es Claus immer noch ein wenig.

Aber es kam noch dazu, daß er sich in der Sonderlichkeit des auffallenden Wesens Salies, heimlich verlegen,

doch auch sonnte. Und daß er an die vielen Blicke der Neugier nicht hatte denken können, ohne nicht auch eine Genugtuung zu fühlen, daß Salie, der reichen Frau Rotkegel Tochter und die einstige Erbin ihres Reichtums, seine Geliebte war.

So war also Claus Tinnappel, den lustigen Pagen an der Seite, doch in die weite, erhellte und durchlärmte Wirtsstube entschlossen eingetreten.

Salie sah sehr chick und erlesen aus. Claus benahm sich gleich wie ein großer Herr.

„Nach einer solchen Anstrengung wird Dir ein Glas Wein gut tun!“ sagte er nur ganz wie nebenher und gar nicht geflüstert.

Er wählte mit einem flüchtigen Blick wie ein Kenner auf der Weinkarte und hing dann erst mit Hilfe des Kellners Salies Barett und seinen Hut und Stock sorglich an den Halter.

Salie sah sich keck um. Ihre Augen hatten Glut.

Im Nebensaal wiegte man sich.

Für Salie war das gleich ziemlich zerrüttend. Der Rauch, der sie umspann, nahm ihr vollends die Ruhe. Rauch mit Bierdunst und Ausdünstungen und Staub. Das kriecht ins Blut und ist wie Gift in den Sinnen.

Salie blinzelte lüstern in den Dämmer hinein. Sie blinzelte heute mit keinem Bedenken.

An einem Tische saß eine lustige Runde, Stadtherren in schwarz, die alle getrunken hatten. Einer, ein spießbürgerlich eleganter, kräftiger Herr, dessen Schnurrbart straff stand wie bei einem französischen Grenadier, und dessen Bartspitzen über das derbe Gesicht hinaus ragten wie zwei Pinsel, schien der Gefeierte. Er benahm sich sehr laut und sehr zuvorkommend.

Wie der Wein kam, lachte Salie ungebärdig. Claus Tinnappel war ahnungslos auf Champagner verfallen.

Das Auffällige der Sachlage, wie der alte Dorfkellner den Korken umständlich knallen ließ, brachte sie immer mehr aus dem Häuschen.

Claus Tinnappel war es unangenehm.

Und die Galle fuhr Claus noch mehr ins Blut, als Salies Blicke sich mit dem schnurrbärtigen Städter zu begegnen schienen.

Der gefeierte elegante Herr mit der roten Weste unter seinem Gehrock kam an Salie heran, sie zum Tanze in den Saal zu entführen.

Claus war gelinde gesagt empört.

Der Wein und der tolle Tag saß ihm ohnehin in den Sinnen.

Und Salie tanzte wie eine Süchtige. Sie schien den

Mann gleich zu pressen, nicht nur er sie. Ihr Lachen, das ohne seiner zu achten, jetzt aus ihren dunklen, hitzigen Blicken in die Luft ging, hätte ihn beinahe um allen Verstand gebracht. Nur war jetzt gar nicht Gelegenheit, irgendwie zu Verstande zu kommen.

Claus Tinnappel wollte nur in den Saal, den Tanzenden nach.

Aber der Tanz kreiste. Er konnte nicht weiter. Er mußte den Tanzpaaren ewig ausweichen. So ging er rückwärts wieder in den Türrahmen zurück und gewann langsam Geduld.

Wein im Kelche ist kühl.- Er lief zum Weinkelch und goß ein volles Glas hinunter.

Dann kam Salie auch wieder.

Aber noch in der Tür hatte sie sich neu zu dem Fremden zurück gewandt.

Der schnurrbärtige Riese schien ihre Hand noch immer nicht loszulassen, und ihre Hand immer noch wieder herzhaft zu drücken.

In dieser Nacht war mit Claus Tinnappel nicht mehr viel anzufangen. Er saß da und sah zornig aus. Sein offenes, junges Gesicht feuerte rot nicht nur von Wein und Wetter. Auch seine hellen Augen konnten brennen.

Salie hatte sich doch wieder noch besonnen. Obwohl sie zuerst nur höhnisch gelacht hatte. Sie begann

ihm Flausen vorzumachen. Sie fing seine Füße unterm Tisch und preßte sie. Am Ende wagte sie doch nicht mehr in den Tanzsaal zu gehen, obwohl ihre Blicke immer noch einmal den Schnauzbärtigen suchten.

Claus Tinnappel benahm sich an dem Abend gradezu kindisch.

Er redete mit Salie kein Wort.

Alle Blicke in der Wirtsstube, die den Streit mit ansahen, amüsierten sich.

Claus verlangte plötzlich wie ein gestrenger Liebhaber den Aufbruch.

Als sie das Gastzimmer verließen, sandte Claus aus seinen hitzigen, vertrunkenen Augen einen gehässigen Blick nach allen Seiten.

Den schnurrbärtigen Fremden, der sich besonders verneigte, als Salie aufstand und drollig demütig Clausens Arm nahm, sah er mit durchbohrender Herausforderung an.

Erst wie sie beide auf der Straße standen, und Salie toll loslachte und ihn umhalste und mit sich zog, gewann er langsam sein Lachen wieder.

Fünftes Kapitel

Oben am Kamme schoß Junggrün aus den Moorwiesen, und die Knieholzgebüsche huschten drüber wie dunkle Schatten. Hoch dehnte sich der Äther in blauer Klarheit. Vogelgezwitscher und Jubilieren flatterte einsam in die flechtengelben Steinfelder und koste das Ohr des Wanderers in den Einöden.

Wenn Claus Tinnappel jetzt hier oben am Hange dem Raubvogel nachschlich, sah er vergraben und fremdartig aus. Seine Blicke hatten nichts Gutes mehr. Er sah in die blendenden Lüfte auf und sandte die Kugel aus der Büchse, daß sie unbarmherzig wie ein höhnischer Pfiff klang, und der schweifende Bussard mit dumpfem Fall ins Gestein ging.

Claus Tinnappel war ein ganz andrer Mann jetzt. Das Lachen hatte er ganz verlernt. Nämlich dazu hatte es für ihn gar nicht erst der Aufklärung bedurft.

Die weiten Felder von Rehheide lagen wieder golden im Glanze.

Aber wie Salie auch nur einmal nicht mehr in dem

nächtlichen Glanze erschienen war, wie er auch nur einmal umsonst die Abhänge nieder gesehen und ihre fliegenden Schritte gesucht hatte, war ihm der Zusammenhang gleich klar geworden.

In dem Hause der Frau Rotkegel war Salie nicht zu finden gewesen.

Auch Frau Rotkegel hatte zuerst gar nichts gewußt.

Dann war es bald ruchbar geworden, daß Salie längst einem andern Manne am Halse hing.

Die kleine, zarte Frau Rotkegel ließ sich überhaupt gar nicht mehr sehen. Sie war hinter ihren Vorhängen und Spitzengardinen vor Scham ganz leidend geworden.

Salie hatte in den Tagen, wo wieder die großen Mohnblumen vor dem Rotkegelschen Hause geblüht und das Trauerjahr vorüber war, nicht lange gewartet. Sie hatte mit Herrn Hecht ... so hieß der schnauzbärtige Fremde, der jetzt als neuer Besitzer der Brauerei ins Dorf eingezogen war, Hochzeit gehalten.

Alle Welt lachte.

Salie saß jetzt in dem großen Giebelhause der Brauerei, einhergehend wie eine junge, dralle Wirtin, und als wenn sie sich an einen Claus Tinnappel gar nicht mehr erinnerte.

Eine Schmach fraß Claus im Blute, daß er gar nicht

mehr zu Tale ging. Eine jagende Unrast, die ihn in den Forst trieb, und die ihn empfindlich machte und jäh. So daß er die Fährten des Wildes wie ein Spürhund ausspähte und die Fährten der Wildschützen noch besser, nur um sich Ruhe zu schaffen.

In dieser Zeit konnte er nirgends sein.

Der Wald und die Hänge waren sein ständiges Wandern.

Dort wanderte er noch kaum rechts und links blickend. Nicht einmal die Pfeife hing ihm aus den verächtlichen Lippen.

Die Hände hatten etwas von zitternder Wut immer gleich, auch wenn nur ein Holzfäller etwas versehen hatte. Oder wenn ein Gesicht in klarer Waldluft flüchtig vor seinem inneren Auge vorbei gestrichen war.

Man begriff es.

Man ließ ihn jäh sein.

Auch der Förster sah, daß Claus ganz unzugänglich und abweisend war. Daß er es in seiner Lage ablehnte mit Menschen groß zu reden, außer wenn es der Dienst unbedingt verlangte.

Den Signierhammer in Händen schlug Claus mit hartem Schlage. Er tat alle Arbeit mit einem jachen Gefühl, als könnte er ebenso das Leben wie einen Baum dann treffen, daß nichts übrig blieb von all

der Narrheit und den Lüsten, wie eine lächerliche Nummer.

In diesen Tagen, im Spätherbst, wo die Hirsche noch oben in der Heide standen und schrien, und der Frost nur eine Glasdecke über den Kamm gelegt hatte, war er einem berüchtigten Wilddiebe in den Strich gelaufen.

Sagasser war ein Mann, der klettern konnte wie ein Rehbock und schießen und paschen, was das Zeug hielt.

Oben am Teichrande war Sagasser seines Weges fürbaß geschritten und trug in der Hucke sein Geheimnis.

Wie Sagasser Claus Tinnappel, den Forstgehilfen, kommen gesehen, hatte er sich nicht groß besonnen, dem vergrabenen, vom Schicksal gehänselten Tinnappel den Rücken zu kehren. Kühn wie er war, hatte er das Stück Hirsch, das er unausgeweidet auf der Hucke im Sacke trug, die Felsen des Teichrandes im voraus niedergeworfen und sich selber auf die Hucke setzend gleich dahinter, und war heidi wie auf bequemem Winterschlitten die eisglatten, nackten Felsränder niedergesaust.

Aber Sagasser hatte sich in Tinnappels Todesverachtung getäuscht.

Claus Tinnappel galt jetzt das Leben auch keinen Dreier.

Er war mit sicheren Schritten, gleitend und packend, auf seinen schweren Nagelschuhen ohne Aufenthalt nachgefahren und unten am Wasserrande ebenso eilig gelandet.

Da gab es ein Ringen.

Claus umklammerte die Hand Sagassers, in der ein Hirschfänger offen blinkte.

Sie lagen bald über einander.

Es wäre beinahe um Sagasser zu tun gewesen. Nur hatte sich Claus Tinnappel plötzlich erinnert, daß Sagassers Häuschen im Dorfe neben der Brauerei lag, wo Salie jetzt wohnte.

Das war es, was seine Kraft schwach machte, die wie ein stählerner Ring noch immer die Hand des Wildschützen umspannt hielt.

Claus Tinnappel sprach jetzt nur ganz leise.

„Wart einmal!“ sagte er mit gepreßtem Atem, „Du Hund Du ... wirf nur erst Dein Messer weg ... dann magst Du ruhig Deiner Wege gehen ... weil mir ... alle ... Rache für meinen gemordeten Vater ... doch nicht die Schmach ... von der Seele wäscht ... die ich von dem Weibe an mir trage,“ hatte er nur fast geröchelt in der Anstrengung.

Er hatte Sagasser dabei so elendiglich und schwermütig angesehen, daß Sagasser sogleich die ganze Sache

begriff und auch wirklich das Messer wegwarf und aufsprang.

Claus Tinnappel machte sein eigenes Wort verlegen. Er lachte nur ganz irr, wie Sagasser aufgesprungen war. Er sah nur den Steinhang an, den Sagasser und er, einander jagend, hernieder zu rasen gewagt hatten.

Und Sagasser begann Tinnappel sofort zutraulich und gutmütig zu erzählen, daß Salie großartig im Brauhause und in der Wirtsstube herum scharwenzte und herum lachte, auch in der feinen Brauerkutsche wie eine große Dame in der Gegend herumführe und sich mit ihrem handfesten, reichen Brauersmanne überall sehen ließe. So daß Claus eine Weile ganz bleich geworden, stumm zuhörte.

Bis ihm die Röte wie Purpur neu ins Gesicht und in die Augen schoß, als der Wildschütz wie zufällig noch dazu gab, daß das junge Weib doch wohl endlich vernünftiger werden würde, wenn sie zu dem bereits erwarteten Kinde käme.

„Halts Maul, Hund Du!“ schrie Claus nur Sagasser sprühend in die Augen.

So daß der Wildschütz hastig Hucke und Packen griff und sich springend aus dem Staube machte. Jetzt zurück lachend. Aber in der Ferne noch einmal zögernd.

„Schönen Dank, Herr Tinnappel!“ rief er dem Forstgehülfen noch zurück. „Diesmal hätte es einem oder dem andern doch die Seele kosten können! ... verraten Sie mich nicht, Herr Tinnappel ... gelt nee? ... Sie verraten mich nicht?“ rief er, daß es über dem Wasser verhallte, als er um die Felsecke verschwunden war.

Claus Tinnappel stand noch lange in den Felsen am Teichwasser, darin die eisigen, grauen Steinränder seltsam tief und kristallen wiederspiegelten.

Die starren Gräser in den Halden waren längst gelb geworden. Die Luft hoch oben hing in milchigem Opalglanze über den Schroffen. Der Winter war im Kommen.

Da saß dann Claus Tinnappel bald in der kleinen Forststube, war graugelb im Grame, rauchte und war nirgend aufzuwecken.

Das ganze Gebirge lag tief eingebettet in Schneelasten. Hirsche und Rehe waren mit den Menschen zu Tale gegangen, um sich vor den Wintergewalten zu bergen. Hoch oben sangen nur die Flockenwirbelstürme ihre johlenden, höhnenden Choräle und der Schnee jagte in Huschen über den weißgrauen Hang.

Sechstes Kapitel

Das alte Jahr war vollends ins Land gegangen. Der Schnee des Winters hatte manches verschüttet. Und die Frühlingssonne hatte doch nicht alles weggetaut.

Oben in den Bergen am Waldhange, wo die goldenen Fließe der Rehheide breit und voll und prunkend wieder sich dehnten, wo die Fichten ihre zierlichen goldenen Tatzen aus den Zweigen hinaus gestreckt, wo Bussarde und Falken hoch im Himmel zogen und die Singdrossel flötete und in die Goldluft pfiff, war es wie immer.

Auch der alte Totengräber stand wieder vor dem Feuer in der Nähe der Schutzhütte, als die Berge ihren großen Schatten langsam ins Tal gesenkt, und der Kuckuck dazu unaufhörlich seinen Ruf in die Heide hallte.

Und wieder auch, wenn längst von tief unten und fern die Glockentöne der Dorfkirche die Mitternacht bis in den Waldwinkel verweht hatten, saß der alte Buchwald, den die Greisenunrast nicht schlafen ließ,

und plauderte vor sich hin, indes die Flammen seines Reisigfeuers prasselten und die Funkenschwärme ihn noch immer lachen machten.

Drinnen in der Schutzhütte lagen wieder die alten Holzmacher und schliefen und schnarchten.

Auch Claus Tinnappel lag jetzt in der Schutzhütte.

Am Tage war es hart zugegangen.

Mit dem Forstgehilfen war schon lange kein rechtes Leben mehr. Er war streitsüchtig. Nun gar zu höhnen wie früher, das wäre niemandem mehr in den Sinn gekommen. Obwohl es den alten Totengräber in diesem Augenblick mit allerhand Gespenstern aus der Brauerei narrte, als er zum Ginsterhange hinüber sah.

Auf dem Holzschlage hatte man den ganzen Tag kein freundliches Wort gehört.

Claus Tinnappel hatte sich nicht vom Flecke gerührt.

Auch jetzt, wo Claus unter den Holzmachern sich lang hingestreckt hatte und endlich aus dieser unruhvollen Nachtwelt einmal ganz erledigt war, wäre dem knochigen Totengräberschädel, der vor dem Feuer hockte, kein Wort von all den Gesichten aus der Kehle gequarrt, die drüben in den goldenen Ginsterbüschen wie Schemen verwehten, indes die Welt, eine weite Hohlkugel, in ewigem Frieden schlief.

Claus Tinnappel schlief.

Aber der sanftmütige Arzt, der Schlaf, konnte Clausens Seele nicht von seiner Schmach heilen.

Der gütige Tröster Schlaf hatte Clausens junge Seele flehend umarmt, wie ein geängstigter Vater, und hatte sie hart und zerrissen und beleidigt gefunden.

Er hatte aus ihr nicht die Güte erflehen, nicht die Stricke und Bande des Hasses und seines hoffnungslosen Ersehnens lösen können.

Der Wind strich huschend und rauschend durch Waldgras und Ginster und sang und wogte Frieden überall in die Höhe des nächtlichen Himmels und tief in die Täler und an den flüsternden Hängen.

In Claus Tinnappel gab es Beängstigungen, Traumgesichte, Schlangen, die von Felsen auf ihn zuschossen, gewunden und scheu, die mit giftigem Zünglein seinem Munde ganz nahe wisperten. So daß er aufschrie.

Der Totengräber hörte manchmal seine Stimme deutlich aus der Schutzhütte stöhnen und rufen.

Buchwald wußte, daß es Tinnappels aufgescheuchte Seele war. Er ließ ihn stöhnen und rufen, auch wie sich Clausens Stimme zum zweiten Male deutlicher aufhob.

„Du wirst auch noch einmal Ruhe finden!“ sagte er nur mit nebensächlichem Lachen, weil er Totengräber war.

* * *

Unten im Tale bei der Dorfstraße lag jetzt die Brauerei im versunkenen Schlafe. Der schnurrbärtige Herr Hecht lag noch immer mit den Bürstenpinseln geziert, die aus dicken Betten herausragten, und schnarchte.

Salie war aus ihrem Bette herausgekrochen.

Sie hatte nur erst nebenan scheu ein Licht gemacht.

Aber es trieb sie die Angst, rasch ein Kleid aus dem Schranke heraus zu reißen und in die Nacht hinaus zu fliehen.

Sie ängstigte sich jetzt vor allem. Vor dem Manne, neben dem sie Tag um Tag herlief. Und vor dem Kinde, das sie jetzt in ihrem Leibe lebendig fühlte, das aus seinem Blute gekommen war und sie aussaugte wie ein Vampyr.

Als sie am Tage vor dem Spiegel gesessen, war sie erschrocken vor sich zurückgefahren. Ihr Gesicht war fahl und hohlwangig. Die Augen lagen in Höhlen. Sie dünkte sich wie ein Totenkopf.

Die Angst hatte sie schon manchmal aus dem Bette getrieben, um jache Traumquälereien zu verscheuchen.

Jetzt hatte sie Kleider aus dem Schranke gerissen, weil sie gleich etwas trieb, das nicht in ihrem nächtlichen Zimmer und in ihrem eigenen Schatten an der Wand zu finden war.

Es war gleich wie ein Wahnsinn.

Schwangere Mütter zerreißt manchmal die Sehnsucht, daß sie aus ihrer Erwartung jäh zur Erfüllung drängen.

Salie war wie von Sinnen.

Sie wollte etwas ungeschehen machen, was ihr im Blute kreiste. Sie hatte eben von Claus geträumt. Sie wollte die ganze Herrlichkeit, die sie mit Claus Tinnappel gelebt hatte, zurückreißen wie mit Krallen.

Sie hastete.

Die Glieder, die noch am Tage den runden Leib müde und schleppend einhergetragen, begannen zu spielen.

Sie hatte das Bauernkleid ergriffen, das Claus Tinnappel liebte.

Sie huschte hinaus.

Niemand im Brauhause hatte einen Laut vernommen.

Der alte Hund im Flur hatte Salies Hand zärtlich geleckt.

Sie eilte in die Berge.

Das Bauerntüchel aus Seide hatte sie wieder um ihren Kopf geschlungen.

Und wie sie bergan schritt, mußte sie plötzlich nach Atem suchen und die Schnüre lösen, um nicht auf dem steinigen Wege umzufallen.

Aber sie klomm bergan.

Es war eine warme Julinacht. Balsam der Stämme ergoß seinen Duft.

Sie atmete schon höher.

Es war wie ein Freiheitstraum.

Jetzt wußte sie auch, daß sie Claus Tinnappel finden würde.

Claus Tinnappel träumte noch in der Schutzhütte. Und der alte Totengräber sah in den goldenen Ginsterflächen nur bleiche Gespenster und lachte vor sich hin. Das Feuer brannte hoch, weil der alte Buchwald es neu mit Reisig versehen. Und es schien Frieden in den Nachträumen.

Aber Claus Tinnapppel konnte jetzt nicht mehr Ruhe finden.

Der Wind erhob sich, zerbrach Äste und brachte wie Rufe.

Obwohl noch bleiche Finsternis war, sprang Claus sofort auf die Beine und ergriff sein Gewehr, das an der Wand hing.

Auch dem alten Totengräber, der schon ein wenig taub war, war es jetzt plötzlich so vorgekommen, als wenn eine klägliche Stimme von ferne gerufen.

Es klang, als wenn eine Hirschkuh einen Schreckruf getan.

Vielleicht hatte Claus Tinnappel diesen Ruf gehört. Vielleicht hatte er gar die Stimme erkannt.

Claus Tinnappel stand gleich wie gebannt und horchte in den Wald und zum leuchtenden Hange hinüber.

Die klagende Stimme klang jetzt deutlich herüber.

„Gehen Sie nicht hinüber, Herr Tinnappel,“ flüsterte der Totengräber hastig und von Grausen gepackt.

Aber Claus war wie von Furien gejagt.

Er klapperte mit den Kiefern wie ein Totenmann.

Er lief und war nicht aufzuhalten.

Äste brachen, weil er Schriemwege nahm und jach über Blöcke und Stämme sprang.

Das alles sah und hörte der alte Buchwald genau.

Auch er hatte jetzt das klägliche Rufen genau vernommen.

Aber alles war noch einmal wieder in der tiefen Nachtstille erstorben.

Nur neu Ästekrachen wie von einem durchbrechenden Hirsche, der zur klagenden Hinde hin will.

Claus war zu den Ginsterbüschen hin gelaufen.

Da hatte er Salie vor Augen.

Und er fing an sie zu streicheln und zu liebkosen.

Er war im Blicke wie ein Kind.

Er war ganz sinnlos selig versunken.

Er hatte Salie auch gleich eisenzerbrechend in die Arme genommen.

Er hatte sie in seine Arme geborgen.

Eine ganze Ewigkeit.

Alles ging wortlos.

Und er hatte sie auch ebenso schnell wieder aus seinen Armen gelassen.

Mit Stöhnen, wie ein sehnsüchtiges Tier aufstöhnt.

Weil er es jetzt bemerkt hatte, daß sie das fremde Kind unterm Herzen trug.

Er hatte sie gleich wie gelähmt aus den Armen gleiten lassen.

Obwohl ihre flehenden Arme sich noch immer nach ihm streckten und ihn halten wollten. Und der Glanz ihrer Augen ganz gebrochen schien. Sie dann nur noch abgewandt wie eine Verurteilte, demütig und zum Tode bereit mit schlagenden Gliedern und lautlos gebunden vor ihm stand.

Da war es Claus auf einmal gewesen, als wenn alle Hoffnungslosigkeiten der Erde gespenstisch aus den rauschenden Morgenlüften über ihm zusammenbrächen.

Und es hatte ihm gar keine Zeit gelassen.

Kaum, daß er schnell genug und im Erbeben die Büchse an die Schulter riß.

Der Schuß war in dem nächtlichen Dämmer schon verhallt.

Der Totengräber hatte dabei seine Pfeife aus dem Mundwinkel ins Waldgras verloren.

Dann gab das Echo am Hange einen zweiten Schuß wieder.

So daß der alte Buchwald jetzt vor das Feuer ganz niederkniete, als hätte ihm vollends der Schreck die Beine weggezogen.

Der alte Totengräber begann gleich ein Gebet feierlich vor sich hin zu sprechen.

Drüben in den schimmernden Goldfeldern der Rehheide verrauchte der Pulverdampf.

Der Frühwind rauschte neu auf.

Salie lag neben Claus Tinnappel, nach dem sie sich doch gesehnt hatte. Beide lagen jetzt aus der Herzwunde blutend. Lebendige Tropfen sickerten auf Kleid und Jagdhabit. Beide waren ganz still ins Waldgras gebettet. Die Mütze Clausens war beim Falle ein Stück fortgerollt. Die Büchse lag neben ihm im Grase.

Treffen tat Claus gut.

Beider Ängste waren auf einmal ganz ausgeblasen.

Am andern Morgen trugen die acht alten Holzfäller die beiden Leichen auf Bahren mit Tüchern verhüllt zu Tale nieder, nachdem Gerichtspersonen an Ort und Stelle den gewaltsamen Tod durch Tinnappels Gewehr festgestellt hatten.

Franz Popjels Jugend



Erstes Kapitel

Wenn Franz Popjel auf der Straße mitten im Menschengewühl einen Kameraden seiner Nächte traf, lachte er offen mit ihm. Sein dunkles Auge versuchte fest unter die Leute zu blicken. Sein sonst ein wenig vorgerückter Kopf war empor gehalten, als wenn er Sieg und Freiheit verkünden wollte. In seinen Stirnfurchen zuckte es von Leben. In seine bleichen Mienen kam Röte. Seine schmalen, allzu schlanken, gebrechlichen Finger zitterten nicht, wenn sie das Stöckchen schwangen, das er in der Hand trug. Alles an ihm schien sich des Lebens zu freuen. Und man hätte in diesem Augenblicke nicht zu sagen gewußt, wo in aller Welt der düstere Schein des Gezeichneten hin verschwunden war, der ihn noch vor Sekunden in seinem einsamen Schreiten mit großen, fast abgewogenen Schritten umspielte.

Sein Kopf war mächtig. Seine Stirn vorgelagert. Die Stirnfurchen konnten oft tief scheinen wie bei einem Greise. Feuer verzweifelter Blicke konnte aus

seinen bohrenden Augen blitzen. Seine Wangenhaut lag zäh über den starken Knochen des Antlitzes. Sein Mund war scharf geschnitten und fast immer ein wenig eingezogen wie von verhaltenem Hasse. Und seine dunklen, straffen Haare umhingen jetzt fast tändelnd den wunderlichen Schädel des Gemarterten, der mit einem einzigen Sichbesinnen die Dämonen seiner inneren Schau von sich getrieben hatte, und wie ein sanfter, gütiger Mensch sich nur dieser einen Minute Lebens um und um und sonst an gar nichts weiter zu erinnern schien.

Wenn Franz Popjel so einem Kameraden seiner Nächte begegnete, klang seine Stimme hell. Der rauhe, unheimliche Dumpfklang, der manchmal wie Höhlengewässer grollte, die nie das Licht gesehen, war wie aufgelöst in dem Lärm und Leben der Fußgänger an den Häuserreihen. Man konnte wähnen, daß da ein paar Studenten standen, die eifrig und redselig die schönen Geheimnisse der Erkenntnis besprachen oder sich mit lockenden Bildern der ersten Leidenschaft harmlos neckten.

Wirklich taten Popjel und Baron Vogelsang durchaus gar nicht, als wenn sie gemeinsame Erinnerungen besäßen.

Obwohl Popjels dunkler Abendrock am heutigen

Morgen, wo es schon gegen die Lunchzeit ging, noch gar nicht richtig gesäubert schien, und der gebundene, schwarze Seidenschlips nachlässig zwischen welken Kragenenden an Popjels Halse hing, war Popjel von ausgesuchter Bonhomie im Tone, gleich auf eine Frage des Schicksals gestoßen. Man unterhielt sich lachend von dem Todessturze eines Aviatikers, dessen Unglück man in den Straßen soeben ausschrie. Es war aus Popjels Worten, die er mit hellem Lachen verkündete, nur zu entnehmen, daß jedenfalls ihm der Tod nicht das Übelste dünkte, und daß jedes Schicksal mit sicherer Kraft gelebt, also auch mit sicherer Verachtung alles Kleinkrams vollendet werden müsse.

„Außerdem kann es in der Erregung der letzten Augenblicke, die Schicksalsaugenblicke sind,“ sagte Popjel mit dem sichersten Tone, „die also Herrschaft oder Vernichtung bedeuten, weder Schmerz noch Feigheit geben.“

Das alles sagte Popjel mit einem gewissen Ausdruck des Glanzes. Er gefiel sich dabei in seiner Größe. Obwohl er noch die Minute vorher, ehe er den jungen Baron traf, weder von Herrschaft noch Tod, sondern ganz nur von Kleinlichkeiten des Lebens erfüllt war.

* * *

In Popjels Wohnung, die im dritten Stock eines Miethauses lag, hatte es ein jämmerliches Streiten gegeben, wie jetzt mit Unterbrechungen von Tagen oft.

Die alte Frau Popjel war eine kleine, leise Dame. Immer zwischen zwei Feuern. Deshalb war es kein Wunder, daß sie durch ihre Übertreibung und ihre grenzenlose Unrast alles Verkehrte noch verkehrter machte.

Das hatte Franz auch heute wieder bald hinaus getrieben.

Eduard Popjel, der ältere Bruder von Franz, war der gute Engel der Familie.

Wenigstens dachte sich Frau Popjel ihren Ältesten in dieser gesegneten Stellung.

Obwohl in Eduard auch Feuer brannten. Obwohl auch er gehässig sein konnte. Obwohl auch seine Augen hart werden konnten wie Steine. Obwohl seine Stimme gellen konnte. Obwohl auf seiner breiten Stirne die Furchen wie tiefe Runen standen und sich ewig nicht regten.

Eduard hatte heute sogar wieder einmal zuerst getobt.

Freilich hatte Frau Popjel das Vorspiel dazu angegeben. Nämlich am Morgen hatte Frau Popjel Franzes Bett wieder einmal leer gefunden.

Wie Eduard an den Frühstückstisch trat, seine langen Geigenfinger wie zum Spaße in der Luft übend und über das Sonnenlicht kindlich lächelnd, das ins Hinterfenster und auf die Höfe sah, auch mit zärtlichem Sinn die Hantierungen der sanften, alten Dame am Teetisch musternd, da war es ihm flüchtig so vorgekommen, als ob die gebrechliche Mama mit dem kleinen Runzelgesicht unter dem Morgenhäubchen beim Halten der Teekanne ungewöhnlich zitterte.

Frau Popjel leugnete es ganz entschieden. Sie gab vor, gar keinen Grund zur Erschütterung zu haben. Sie zerstreute das Mißtrauen Eduards gänzlich, indem sie so tat, als wenn Franz nur wieder nicht aus dem Schlafe aufzurütteln wäre. Da war Franz bleich und verwahrlost von der Nacht, stumpf und unehrerbietig, mit völliger Nichtachtung von Mutter und Bruder von der Straße her am Teetisch erschienen.

In Wahrheit war trotz des ewigen Streitens immer auch ein inbrünstiges Verhältnis zwischen den Brüdern Popjel gewesen. Vielleicht daß auch Sonne und Mond sich lieben. Wenn es sowohl lieben heißt: Licht spenden, wie der beglänzte Nachtmond es von der Sonne nimmt. Als auch nachziehen der Sonne, weil es unerhört reich macht, in dem Scheine des Himmels zu leben.

Franz sah heimlich zu Eduard auf.

Eduard war braun von Haar, das straff und lang hing, wie es Musiker tragen. Seine Augen hatten ein seltsames Feuer in braun. Sein Mund war groß über einem vollen Kinn. Seine kräftigen Zähne leuchteten, wenn er lachte. Und da er seine inneren Sinne voller Harmonien und Melodien hatte, kam ihm die Welt, die um ihn lag, nicht so wichtig vor. Alles das gab ihm eine schöne Unschuld, in der der Betrachter Ruhe fand.

Seine Kraft war stählern. Die Griffe seiner langen, schlanken Hände, mit denen er die Saiten seiner Geige schweben und schwingen machte, waren vehement. Er hatte schon jetzt erreicht einer der hoffnungsvollsten Männer seiner Kunst zu sein.

Und er ruhte keinen Augenblick. Innere Tätigkeit war alles an ihm. Immer schaffend und sich erleuchtend stieg er weiter aufwärts.

Franz sah in ihm die Sehnsucht seines Lebens. Franz hätte für Eduard den Tod erlitten. Wenn er ihn heimlich ansah, sog er sich fest wie der Betrunkene an dem goldenen Weinkelch.

Man konnte nicht zärtlicher und demütiger aussehen, wie Franz aussah, wenn er Eduard einmal wie zufällig betrachtete.

Aber auch Eduard liebte den zermarterten Franz wie seine eigene Seele.

Das kam, weil Eduard eine letzte Sehnsucht ungestillt mit sich trug.

Sein Genie war immer Erfüllung. Immer war um ihn die Luft getränkt voll guter Werke und edler Begierden. Reichtum und Unschuld wie im Frühlingsgarten. Aus seinen Gründen quollen Harmonien, nicht Schreie. Allenthalben spielende Strahlen. Nirgendwo chaotische Finsternisse.

In jedes Menschen Urstätte raunen auch trostlose Gewässer.

Hier hatte sich alles in klares Offenbaren verwandelt. Und der ewige Kampf unter den Mächten erschien wie Spiel und Liebe.

Das war Eduard, wie er im Ringen um seine Kunst immer gewesen, und wie er nie anders sein konnte.

Eduard hatte nie hingehen können und sich wegwerfen um eine jähe, tolle, verwahrloste Stunde.

Er war nie aufgebrannt wie ein Höllenfeuer ungezähmt und unentrinnlich.

Er hatte nie mit dem vollen Becher „Leben" spielen und rasen können mit dem Tode um die Wette.

Nie wie ein durstendes Vieh schreien können nach Seligkeit.

Nie fluchen dem Lichte, um den Gott dahinter inbrünstiger zu greifen.

Nie über der Unschuld und Reinheit des Lebens sich ganz verwerfen, um auch die Hölle mit ihren Feuern und Qualen auszuschöpfen.

Das war Franzens Leben.

Das hatte der Dumpfklang seiner Abwehr auch heute am Morgen wieder gesungen.

Das war der Fluch, den Franz Popjel mit sich trug. So daß Eduard auch heute wieder, wie Franz in dumpfem Hasse das Haus verlassen hatte, erschüttert und von einem versengenden Gefühl angerührt, ihm sehnsüchtig nachgeblickt, ganz erfüllt von Liebe zu dem dunklen Menschen. Bis dessen zarte, gebrechliche Gestalt um die Straßenecke verschwunden war.

Zweites Kapitel

Das gierige Essen in einem Automaten, wo Franz für seine letzten Groschen wie sinnlos Schnitte um Schnitte verschlungen, hatte seinen grollenden Magen stille gemacht.

Er war am Nachmittag nach Hause zurück gekehrt.

Er wußte, daß Eduard zu Fräulein Hellen Raddas gefahren war, um mit ihr noch einiges für das Konzert zu proben. Er hatte auch die alte Frau Popjel nicht daheim angetroffen.

Er hatte sich nur gleich, wie er ging und stand, auf sein Bett hingeworfen und war in gänzliches Vergessen eingesunken.

Wie er langsam wieder zu sich kam, war es in der Wohnung immer noch still.

Er begann sich vollends zu ermannen, und sich in der Küche nach irgend einer Kanne kalten Tees oder nach etwas Eßbarem umzusehen.

Er sah kreidig aus.

Seine Glieder waren schwer wie Steine.

Er konnte nicht einmal sagen, daß ihm elend oder schmerzlich zu Mute war. Nur die Gebundenheit hockte in allen Muskeln und allen Gelenken. Er schien sich wie abgestorben.

Bis Franz dann die Abendsonne im Fenster blinken sah, und die Schornsteine der Fabrik gegenüber wie lächerliche Schattengestalten mit Grimassen fast seine Nase zu berühren schienen. Da mußte er lachen und kam noch mehr zu sich.

Lachen oder schluchzen.

Sein aschfahles Gesicht war noch immer ganz starr.

Ganz aus seinem Banne ging der Laut aus und konnte auch ein Fluch sein.

Franz saß dann ewig.

Von ferne nur kamen Überlegungen mit zerrissenen Gedankenfolgen.

Er wußte jetzt auch, warum Frau Popjel noch immer nicht heim kam.

„Die Mutter ist zu niemand so hündisch wie zu mir," sagte er vor sich hin.

Frau Popjel war unbegreiflich in ihrem Narrenhange zu Franz. Oder vielleicht auch zu begreiflich, weil sie beide Söhne geboren hatte, und beide Söhne auch aus ihrer Seele stammten.

Wenn man die alte, kleine Dame im Winkel des Musikzimmers sitzen sah, die Beine auf den Sessel gezogen, wenn man in dem runzeligen Gesicht unter dem violetten Spitzenhäubchen das Spiel der Wonne und Entrückung sah, das über die zarte, leise Gestalt kam wie ein seliger Reigen, wenn man die Augen dieses mit einigen haarigen Warzen gezeichneten, mütterlichen Antlitzes groß werden sah, sobald die gezogenen Striche des Geigenbogens, den Eduard führte, volle, reiche, breite, jubelnde oder schluchzende Tonfülle in den Raum ergoß, da sah man, daß der in leidenschaftlicher Hingabe an die Töne seiner Geige versunkene, kaum dreißigjährige Mann ihrem innersten, nie alt gewordenen Mutterherzen verwandt und ihr erlösendes Leben war.

Und doch war auch Franz in ihrer Seele als Teil lebendig.

Dort lag der leidende, ewig mißratene Menschensohn. Dort, wo die alte Frau Popjel den dunklen Franz im Blute fühlte, lag Gebet und Klage, heiße Sehnsucht und ewiges Verfehlen. Dort brannte es im eigenen Blute wie heiße Verdammnis, von der sie sich und den bleichen, zerfurchten Franz losringen und loskämpfen gemußt, schon zur Zeit, als sie ihn erst als Frucht in Leib und Blute getragen.

Wenn die kleine, alte Dame auf der Straße ging, murmelte sie oft Worte.

Das galt alles nur einer ewigen Zwiesprache mit Franz.

Wenn sie aus ihren Selbstgesprächen aufsah, geweckt von einem Automobilgetöse, da waren ihre Augen gleich erschrocken wie über ein Unglück. Wo eine Gefahr drohte, da hinein warf ihr inneres Auge ihren Sorgensohn.

Auch jetzt war sie wieder hinaus, um für ihn sich wegzuwerfen.

Das hatte sie jetzt schon manchmal getan.

„Ach was! Sich demütigen! Nur helfen!“ redete sie vor sich hin. Franz mußte auch jetzt wieder geholfen sein.

Franzens Blicke konnten sich in die Blicke der geängstigten Mutter einsenken wie Tauben ins Licht.

Die Mutter wurde ganz nur Zärtlichkeit und Mitleiden.

Franz hatte wieder Geld nötig. Viel.

Baron Vogelsang hatte immer Geld. Der hatte auch ein Reitpferd im Stalle. Auch Asmussen hatte Geld, dessen Vater ein reicher Brauer war. Und Oliven hatte Geld, dessen große, väterliche Eisenwerke vor der Stadt rauchten.

So war auch heute Frau Popjel hinaus, um sich hinter Eduards Rücken von fremden Leuten für Franz Geld zu verschaffen.

Franz wußte es jetzt. Er horchte in sich hinein. Ahnend und dumpf und blöde. Und jetzt schon wieder scheu überkommen von der beginnenden Dunkelheit, die seine Zeit war.

Aber Frau Popjel kam nicht.

Franz war auf den Balkon hinaus getreten und musterte die Straße, darin vereinzelte Goldlichter im grauen Dämmer glänzten. Dann erinnerte er sich des Gesanges des Hirten, der in der sechsten Symphonie Beethovens den vierten Satz mit Schalmeiklang beginnt.

Wenn ihm Musik in den Sinn kam, begann er immer einen Augenblick zu genesen. Er sehnte sich dann nach seinem Bruder, und gute Entschlüsse gewannen die Oberhand.

Der Gesang des Hirten ist eine selige Weise.

„Wohl denen, die im Licht leben! Wohl den Lämmern auf der Blumenflur! Wohl den schauenden Augen, die im Anblick der Aue ruhen und ohne Willen hierhin und dorthin wandern!"

So etwas kannte Franz. So klangen die Sehnsuchtsrufe in ihm, wenn er an Eduard dachte.

In der Wohnung der Popjels war eine geheime

Zelle. Neines war einfach ein ganz stilles, unbenütztes, vornehmes Zimmer. Einmal vor Jahren war es das Zimmer des Vaters gewesen, der auch ein erfolgreicher, sehr ruhmreicher Künstler war. Die schönen Instrumentenkästen des Vaters benutzte mit Ehrfurcht Eduard. Aber der Schreibtisch stand noch, wie ihn Herr Popjel sen. einst verlassen hatte. Kleinodien lagen darauf. In einigen Kästchen steckten Dinge von großer Kostbarkeit. Ein Petschaft mit einem von Edelsteinen besäten Handgriff hatte ihm einst ein Großfürst geschenkt.

Nie hatte sich in diesem Zimmer seit Jahren irgend etwas geändert. Die beiden edlen Marmorfiguren, die eine jede gegen ein Fenster stand, die Reihen kostbar gebundener Werke, die Schreibzeuge aus Meißener Rosen hätte niemand anzurühren gewagt.

Die kleine sanfte Dame weinte davor, wenn sie jedes erinnerungsreiche Stück selber sorglich abstäubte. Manchmal saß sie einsam auf dem großen Eichenstuhl tief versunken in Vergangenheit, und war wohl auch schon einmal über den Sorgen, die nun hereingebrochen wie Wellen eines Stromes, in dem heiligen Zimmer des Herrn Popjel eingeschlafen.

Eduard ging in das Zimmer nur an Feiertagen. Nur wenn er irgend einen Entschluß oder einen En-

thusiasmus brauchte. Manchmal verschloß er sich darin und spielte, als wenn der Vater sein einziger Zuhörer wäre so mit der Aufbietung aller Zauber. Von den Zimmerwänden und aus allen Gegenständen strömten stärkende Geister nieder.

Auch Franz hatte jetzt den Schlüssel in der Zimmertür gedreht. Er trat lässig hinein, wunderbar umwoben von den Tönen des Hirtengesanges..

Aber er wartete nur heimlich.

Er lag nur in dem eichenen Lehnstuhl zurückgelehnt und sah verkümmert und zernagt aus.

Nur Neugierde kroch billig und leer auf in ihm.

Er begann nur mit den Kleinodien auf dem Schreibtisch völlig achtlos zu tändeln.

Er harrte der alten, sanften Dame.

„Sie muß kommen!“ sagte er vor sich hin.

Er hatte das Kästchen mit dem steinbesetzten Petschaft dabei gleichgültig aufgetan.

„Oder vielleicht kommt sie auch nicht!“ sagte er hart.

Sein harter Blick streifte das Petschaft.

Er hatte sich das juwelische Stück noch nie so genau angesehen.

Das Prunckstück begann ihn zu fangen.

Das Prunkstück begann ihn zu berauschen.

„Puh!“ sagte er aufgeblasen. „Das ist eine Sache!“ Er lachte häßlich.

Es war ganz wunderbar, wie sich aus dem Berühren dieser Steine jetzt gleich eine Stärke über ihn ausbreitete.

Er wußte selbst gar nicht mehr, daß er das Petschaft anstaunte wie der Bauer, der einen Schatz gefunden.

Er hatte die Steine neugierig ans Fenster getragen und in dem bleichen Lichtschein, der von den Laternen heraufkam, ewig blitzen und funkeln lassen.

Daß er in seines verstorbenen Vaters Heiligtume sich herum dehnte, daran dachte er gar nicht mehr.

Durchaus nicht herum dehnte. Sich richtig jetzt streckte, ganz freie Gestalt annahm. Das Kleinod in der Hand wägend wie mit drolligem Spiele und dann an dem Kästchen herum fingernd, das Goldschlüßelchen betastend, und das Schlüßelchen spielerisch drehend. Und alles dann ganz plötzlich mit entschlossener Hantierung und mit ruhiger Genugtuung. So daß das Schloß des heiligen Erinnerungsraumes schon schnappte und das Zimmer des seligen Herrn Popjel in einsilbigem Dämmer zurückblieb.

Franz Popjel, der zerrissene, dunkle Mensch, trug jetzt das köstliche Kleinod in seiner Tasche.

Die Mutter Popjel kam die Treppe empor ge-

geistert, als er in die Nacht hinaus verschwinden wollte.

Sie hielt unter ihrem Silbertäschchen einen Geldschein in der Hand, den sie ganz zerdrückte. Sie hatte ihn von einer Freundin geliehen.

Franz küßte nur inbrünstig ihre beiden, ängstlichen Augen. Und küßte ihre zitternde Hand, aus der er auch den Schein nahm, und entfernte sich eilig, indessen Frau Popjel auf der oberen Treppe stand und mit einigermaßen erlöstem Gefühl seinen Schritten nachsah.

Drittes Kapitel

Als Eduard am Abend in die Wohnung zurückkehrte, kam Hellen Raddas mit ihm. Frau Popjel, die ein Seidenhäubchen über ihren dünnen, grauen Scheiteln trug, lachte ihnen zu, obwohl Hellen Raddas auch nicht ganz nach ihrem Geschmacke war.

Franz nannte Hellen eine Geiertaube. Er wollte ausdrücken, daß sie eine seltsame Doppelnatur besitze. Er behauptete auch, daß er nie grünere Augen gesehen hätte. Und daß ihre Augen, die eisig oder weich, tief oder spitz spielen könnten je nach Wunsch und Belieben, die Augen einer Kupplerin wären.

„Die würde ihrer Hündin auch Senfbrot zu essen geben, damit das Hündlein ewig weinte," sagte Franz, „und würde dann den züchtigen Mädchen vorreden, das trostlose Geschöpf wäre ihre verwunschene Schwester und wäre nur durch hartnäckige Keuschheit in solchen Fluch geraten". Wie es in der Legende erzählt wird.

Nun das waren Reden eines Eifersüchtigen. Das waren Franzens schwelende Gefühle.

Franz beliebte es manchmal, Hellen Raddas in seinen heimlichen Gedanken zu verfolgen.

Hellen war eine anerkannte Künstlerin. Und jung und lustig obenein. Sie hatte gar keinen Sinn für sein vergrabenes Wesen. In ihr war alles klar, fast gläsern hell. Ihre Worte und ihr Lachen hatten etwas Kühles und Sprödes. Und ein selbstsicheres Gefühl trug sie, daß Eduard mit seinen Geigengesängen ohne ihre reichen, freien, gerundeten Akkorde und Kantilenen sein Werk vor dem Publikum nicht gut hätte bestehen können.

Franz nannte Hellen, wenn er sich zufällig daran erinnerte, wie sehr sie Eduard für sich in Beschlag nahm, vor sich hin auch noch mit gemeineren Namen. Weil es ihm zu Zeiten gradezu wohltat, etwas Kränkendes und Verwahrlostes aus seiner Brust heraus zu stoßen.

Wenn Frau Popjel das Mißtrauen gegen Hellen teilte, hatte auch bei ihr die Eifersucht großen Anteil.

Eduard ging oft mit Hellen. Sie machten zusammen ihre Wege in den Stadtstraßen oder auf den Promenaden. Und Eduard war mit ihr im wirklichen Sinne kindlich vertraut.

Übrigens war es Frau Popjel heute angenehm, daß Hellen mit Eduard zusammen eintrat.

Es war kaum eine Stunde, daß Franz hinaus war. Und wenn Eduard allein gekommen wäre, hätte sie seine Fragen gefürchtet.

Aber Eduard fragte gar nicht. Eduard brachte einen ganz arglosen, heiteren Ton mit in den dämmrigen Zimmerraum.

„Warum hast Du nicht Licht gemacht, Mutter?“ weiter fragte er nichts.

Die alte, runzelige, kleine Dame lachte leise und lief nach der Lampe, die bald auf dem Tische brannte.

Hellen Raddas hatte gleich im Scheine des Lichtes am Tische Platz genommen.

Hellen sah in ihrem dunkelblauen, schlanken, englischen Winterkostüm sehr anmutig aus. Sie hatte einen blaßgrünen Shawl ums ganz braune Haar gewickelt. Das Haar, das in der Sonne wie braunes Herbstlaub glänzen konnte, mit einem Schein in Rotgold, war schwer und voll. Es umrahmte die ein wenig knochigen Formen des eigenartigen, langen Gesichtes. Die Nase war leicht schief, aber bedeutend und schön. Die Haut war gleichmäßig rein, einen Schimmer bräunlich. Die Lippen offen und groß, aber fein.

Wenn sie so dasaß, lag vieles wie achtlos hinter ihr. Da konnte sie auch Eduard gradezu zuwider sein. Dann

deuchte es ihm, daß sie ihn mit ihrem Hochmut locken wollte. Oder gar, wenn sie vor ihm so hin spielte, tragische Schwermut und absichtliche Blödigkeit im Ausdruck abwechselnd, jäh wie Wolken vor der Sonne.

Wenn Fräulein Raddas so stumm dasaß, wie jetzt, mußte auch Frau Popjel immer ein wenig ihre Geduld bändigen, und heimlich Franzes niederträchtigen Worten durchaus Recht geben.

Aber an dem Abend blieb alles sanft und leise.

Frau Popjel fragte Eduard nur, ob er mit seinen Aussichten fürs Konzert zufrieden wäre.

Man sprach auch von den großen Anschlagszetteln. Man lachte über den Künstleraberglauben.

Eduard schilderte drollig, daß er sich jede große Erwartung systematisch aus den Gedanken triebe.

„Sobald mir auch nur die leiseste Idee von irgend einer solchen Lage kommt z. B., daß ich mich ans Ende des Konzertes träume, und nun die tausend Menschen mir frenetisch zujubeln, so zwicke ich mich gleich fest in die Haut oder sehe einfach in die Blendung der Sonne," sagte er lachend.

Man tändelte dann auch nach dem kleinen Abendbrot, das Frau Popjel herzu getragen, mit zwei weißen Angorakatzen, Eduards Lieblingen. Er hatte sie selber

nach Tisch herzu geholt. Und der Abend war bisher sehr ruhig und heiter hingegangen.

Da hatte Fräulein Hellen die Rede ganz ahnungslos auf Franz gebracht.

Eduard hatte kaum zugehört zuerst.

Weil er in einer dunklen Zimmerecke stand, um mit einem Lederlappen Funken aus dem weichen Katzenfell heraus zu streichen, war er nur ganz leidenschaftlich beschäftigt, wie ein Kind, das sein Spiel keinen Augenblick vergißt.

Er fragte sehr achtlos noch einmal, weil er nicht genau gehört hatte. Indessen sich der braun umhangene, launige Künstlerkopf lachend umsah, um die Aufmerksamkeit der Frauen noch mehr auf sein Spiel hinzulenken.

Da sah Eduard, daß die Mutter ganz schwermütige Augen machte und wie in einem Schrecken vor sich hinsah. Noch hinterrücks hatte Frau Popjel versucht, Fräulein Hellen ein Zeichen zu geben.

Das ahnte Eduard jetzt.

Da hatte er auch schon seine harte Miene angenommen und mit sehr gehässigen Fragen in Fräulein Raddas zu dringen begonnen.

„Was? . . . von Franz? . . . was sprechen Sie da? . . . nun? wissen Sie denn was von Franz?“ sagte er hastig.

„Herrgott, Eduard, Sie brüllen mich ja an!“ sagte Hellen eingeschüchtert.

„Lassen Sie den Ton Ton sein! ... der Ton ist ganz gleichgültig ... wenn ich brülle, so ist das eine Unart ... aber das hat mit der Sache gar nichts zu tun ... was wissen Sie von Franz?“ ... sagte er hart.

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ sagte Hellen sehr sanft. Es tat ihr Leid, daß sie die Rede auf Franz gebracht hatte.

„Ich begreife Sie gar nicht, Eduard ... ich hätte mir wahrhaftig niemals denken können!“ ... Sie konnte ihren Satz gar nicht vollenden, weil sie in Eduards gereizte Blicke hinein sah.

„Sie hätten sich wahrhaftig niemals denken können ...“ schrie Eduard plötzlich noch mehr aufgebracht. „Schlimm genug, wenn Sie im Popjelschen Hause verkehren, und noch immer nicht das große, beschämende Geheimnis wissen, das uns Tag und Nacht heimlich in die Ohren gellt.“

„Sie sind doch geradezu rein verrückt mit Ihrer Schroffheit, Eduard,“ sagte Hellen sehr bestimmt und spröde. „Nehmen Sie sich doch ein bissel zusammen ... vor Ihrer Mutter wenigstems ... Sie sind doch kein Kind ... Sie sind doch ein großer Künstler,“ versuchte sie ein wenig drollig zu sagen.

Eduard merkte, daß sie lächelte und mußte auch lachen. Aber gar nicht etwa, um sich jetzt zu beruhigen. Er nahm nur einen noch jämmerlicheren, gequälteren Ton an, der Hellen direkt mitleidig stimmte.

„Sehen Sie mich einmal sehr genau an, meine liebe Hellen," sagte Eduard flehentlich und doch streng in Hellens helle Augen hinein. „Sie wissen das noch nicht ... Mutter hat nämlich gar nicht zwei Söhne ... Mutter hat nur einen Sohn ... das ist Franz ... ich bin nur ihr Engel!" schrie er heraus.

„Meine geliebte Hellen ... helfen Sie mir! ... helfen Sie mir! .." sagte ganz ratlos Frau Popjel.

Hellen sah jetzt in der Mutter Gesicht, das fahl und erschrocken war, und sah dann zu Eduard hinüber, der über die weiße zottige Katze mit zitternden Händen jäh hinstrich.

„Ich sage Wahres ... so ist es! ..." schrie er und ließ die Katzen, die aufgescheucht zu miauen begannen, und lief im Zimmer hastig hin und her. „Ich bin ein spielender Narr! ... er ist ein Mensch, der das Leben lebt ... nur weiß ich nicht was? ... wo? ... wie? ... Sie scheinen seine Gänge zu kennen ... wo läuft er denn hin, wenn er sich nachts aus dem Bette stiehlt? ... wo war er denn, wenn er frühmorgens am Frühstückstische erscheint wie einer, der in der Nacht einen

Mord begangen? . . . ich weiß gar nichts . . . Mutter und Franz sagen mir nichts," stieß er hastig hervor und wühlte sich mit seiner langen Hand in seinen braunen Haaren herum.

„Mutter und Franz sagen mir nichts . . . ich bin ihnen zu rein. . . ich bin ihnen zu unschuldig . . . ich bin ein zu großer Künstler . . . man muß Rücksichten auf mich nehmen . . . ich muß in guter Spiellaune erhalten werden . . . ich weiß gar nichts . . . wo ist denn Franz heute wieder hin?" schrie er mit noch härterem Tone. „Weißt Du gar nichts, Mutter? . . . das ist ein Fluch, der auf mir lastet. Richtig . . . richtig, machten Sie nicht unterwegs schon Anspielungen auf Franz," sagte er schroff zu Hellen. „Aber ich habe es gar nicht begriffen . . . ich war zu närrisch in so einer verfluchten Partitur befangen . . . ich bin wirklich zu kindlich . . . ich verfluche diese kindliche Reinheit, die mir niemand verderben will," stieß er hervor. „So sagen Sie es doch wenigstens einmal Mutter ehrlich ins Gesicht, daß sie Franz ganz unsinnig in seinem Leichtsinn unterstützt . . . ja . . . das tut sie . . . das muß sie tun. . . sonst ist Franzens Leben gar nicht zu erklären . ."

„Liebe, gute Mutter," wandte er sich jetzt leidensvoll und gütig an die kleine, zärtliche Frau, und streichelte ihr Gesicht.

Aber Frau Popjel weinte nur.

Aus ihr war gar nichts heraus zu bekommen.

Der sinnlose Ausbruch Eduards hatte auch Hellen ganz in sich hinein getrieben.

Auch sie streichelte jetzt Frau Popjel.

„Seien Sie doch vernünftig, Eduard!“ sagte sie ganz leise und nebenher. „Daß Franz nicht maßvoll lebt, weiß doch ein jedes von uns ... und Worte werden daran nichts ändern ...“

Es schien, als wenn jetzt auch Eduard ganz stille geworden.

Aber er blieb nicht stille.

Die ganze Angst kroch aus Hellens Worten noch einmal neu über ihn.

„Nein nein nein ... Worte werden daran gar nichts ändern ... nur die Wahrheit wird daran etwas ändern ... Fräulein Hellen ... was wissen Sie von Franz? ... Sie sind meine Freundin nicht mehr ... ich werde Sie verachten, wie ich darin meine Mutter verachte, wenn Sie mir jetzt nicht alles sagen, was Sie wissen ... wenn Sie Mutter und mir nicht ganz reinen Wein einschenken! ...“ schrie er und gestikulierte mit seinen geballten Händen.

Aber Fräulein Raddas hatte zärtlich seine Hände ergriffen und hielt sie fest und zog ihn so an den Flügel-

stuhl heran. Und sie redete leise in ihn hinein, weil sie sah, daß Eduards Hände blaß geworden waren, wie die eines Toten.

Sie erzählte ihm im Grunde gar nicht viel.

Ein Musiker hatte Franz am Morgen auf einer Bank im Bahnhofswartesaal dritter Klasse liegen gesehen, bleich und tief eingeschlafen und in einer Art Arbeitskittel, am Leibe ziemlich verwahrlost.

Da war Eduard endlich ganz stille für sich geworden.

Den ganzen Abend blieb er scheu und beschämt, wie ihn Hellen gar nicht kannte.

Wie eine eisige Luft hatte der verhärmte, gütige Mensch um sich. Sobald Hellens Blick oder der der Mutter ihn suchte, lächelte sein braunes Auge kindlich.

Und wie Hellen hinaus war, harrte er einsam bis tief nach Mitternacht.

Er konnte nicht einschlafen, solange er Franz nicht daheim wußte.

Franz kam wirklich gegen zwei Uhr heim.

Eduard ging ihm entgegen. Ganz zärtlich war er zu ihm.

Franz tat auch wie arglos und selbstverständlich. Er nahm es hin, daß ihm Eduard im Hemde aus dem Büffet einige Stücke Semmel und Fleisch brachte und ihn ohne Absicht ansah.

Eduard schlief dann erst tief ein, als er bemerkt hatte, daß Franz in dieser Nacht durchaus nicht verwahrlost, sondern völlig geordnet aussah, und einen ganz ruhigen Blick zur Schau trug.

Viertes Kapitel

Einige Tage und Wochen waren hingegangen. Der Termin des Konzertes kam heran.

Franz war besonders lustig aufgelegt. Da gab es kein dumpfes Scheelsehen. Er schien gradezu gemächlich. Er spottete über den Agenten. Und wenn jemand wirklich liebend für Eduard sorgte, war es der bleiche, brandäugige Franz mit der vorgebauten Stirn und den glattrasierten, hohlen Wangen, die mager auf den Knochen saßen.

Franz hatte sich in der Zeit um alles gekümmert. Er hatte so zu sagen tagelang gute Werke getan. Im Konzert selbst saß er auf der Seite ganz nahe dem Podium.

Ein Konzert! Ein Schwirren von Menschenstimmen zuerst, die aus schwatzenden Mündern kommen. Eine Fülle stechender Lichter, die hoch im Raume über tausend Köpfen hängen und in die Augen blenden, wohin das Auge sich flüchtet. Damenköpfe, Haarwülste und Flechten aufgetürmt, darin Steine blinken. Geruch

aus Haaren und Leibern. Herren, die im Frack stehen, den Zylinder in der Linken und durch Gläser in die Menge blicken. Allenthalben zwischen Dunkel die hellschimmernden Flecken der nackten Frauenschultern. Und alles in ruheloser Bewegung, alles in ruhelosem Geschwirr.

In solchem Umwühlen von Menschen gibt es lange keinen Stillstand. Oben auf den Galerien stehen Züge von Menschen, die nicken, sich wenden, herab und hinauf sehen, sich setzen oder Mäntel ablegen, Zettel vor die Nase halten oder Glas oder Monokle putzen. Da ist noch nirgend Stille und Ruhe.

Bis Eduard aus der Künstlertür Hellen Raddas über das Podium heranführt, die im Lichten dasteht, und deren Blicke mit denen Eduards freundlich und tief sich neigen.

Da beginnt plötzlich aus tausend Seelen die schöne, erhebende Weihe.

Und nun tropfen zuerst leise, dann immer mehr schwellend und steigend die Töne, aus Hellens Händen ausgestreut.

Und die Geige Eduard Popjels singt süße Cadenzen, schwingt sich über die versunkenen Hörerköpfe zu den Lichtern im Raum, beginnt ein seliges Widerstreiten mit Hellens volltönigen Klangweben und macht die

stummen Seelen der Lauschenden immer höher und himmlischer schlagen.

Bis auf Frau Roßberg, die mit ihrem Taschentuche sich unentwegt eine Fliege wedelt und sich dann und wann ganz gleichgültig umsieht.

Franz Popjel fühlte das Rauschen und Rascheln ihres Seidenkleides, obwohl er die Hand vor die Augen gepreßt dasaß.

Er hätte beinah ein Zornwort gerufen.

Er bezähmte sich, sandte nur einen jähen Blick zu der Dame hinüber und war neu versunken.

Man spielte auch die Elegie von Sinding. Das floß ganz ein wie Leiden in Franzens Blut.

Wenn es jemand hätte leben können, was Franz fühlte und lebte, wenn er im Zauberbann der Töne tief gefangen saß. Seine innerste Natur war ein heißer Krater. Alle Feuer waren jetzt darin lebendig. Jähe Opferherde brannten. Die Flammen waren langgedehnte sprühende, lodernde Zungen. Die Tonschwalle sangen, wie der Sturm rast in Flammenwogen. Die losen Töne stachen wie Funken.

Nirgend stille, klare Lichter wie Sonnenstrahlen am friedlichen Tage.

So war nicht Franzens Seele, die in Musik vergraben sich mühte.

Ganz erdversunken war die Welt, die in ihm aufquoll, wenn er Musik hörte.

Das schlug ihm Wunden, daß er wie ein Gemarterter lachte. Verzehrende Brände, nicht Blumen. Sausende Stimmen schrieen in diesen Abgründen nach Erlösung.

Man ahnt nicht, wie Musik aussehen konnte in diesem Blute. Welche Urgewalten und Höllendürste sie aufwühlen konnte. So daß nach solchen Stunden, mit tönenden Mächten durchkämpft, eine noch unsinnigere Gier zurückblieb, einmal bis zum letzten Geheimnis aller Erdentiefen durchzudringen.

An diesem Abend hatte es Franz abgelehnt, noch mit den Künstlern zusammen zu sein.

Wie man in dem kleinen Hotelsaal an dem vornehm und blumig gedeckten Tische mit den Gläsern klang, die lachenden Damengesichter Fräulein Hellen Raddas und die losen Künstlerköpfe hin und her dem Meister Popjel zuwinkten und zutranken, und bald immer lauter Geschwatz und Geschrei hier und da an den Nebentischen sich erhob, war Franz Popjel nur durch den halberleuchteten Hinterhof des Konzerthauses hinaus gehastet und seiner Wege gegangen.

Fünftes Kapitel

Franz Popjel befand sich in einer schwierigen Lage. Er hatte, wie er aus dem Konzert seines Bruders heraus trat, Baron Vogelsang getroffen mit dem ebenso eleganten Oliven zusammen. Oliven mit seiner hohen, ein wenig schnarrenden Stimme und mit einem Geruch von Reseda, sodaß der junge Elegant wie eine Demi-monde-dame in einer Wolke von Arom hinschritt.

Franz waren diese beiden jungen Männer in dem Augenblicke sehr unangenehm. Er hatte zwar den langen, nachdrücklichen Handdruck Olivens geduldig in seiner Hand ertragen. Er war auch eine Weile mit ihnen gelaufen. Aber der Widerwille in ihm war allzu mächtig.

Und auch der Lärm, den die Schatten des Gehörten jetzt in der Stille der Seitenstraße immer lebendiger in ihm zu machen begannen.

So war Franz plötzlich stehen geblieben, hatte die beiden vornehmen Kameraden mit einer Miene Verdrusses angesehen, hatte die Pflicht vorgegeben, seinen

Bruder aus dem Hotel heimholen zu müssen. Und ehe Vogelsang und Oliven die Stimmung des dumpfen Franz richtig begriffen, war er bereits um die Straßenecke verschwunden.

Es war in der Vorstadt.

Ein kalter Zug ging über das Pflaster. Strohhalme tanzten im Rinnstein.

Aus einer Tür hörte man ein paar Droschkenkutscher, die mit Gläsern Bier dastanden, schallend lachen. Ein heller Schein fiel auf den Bürgersteig, so daß man ihre Schattenbilder wie zwei dicke Tanzbären gegen das Licht der Stube sah.

Franz lief und lief. Er hielt nicht inne.

Wenn jetzt ein zweiter, hohläugiger, magerer Franz in fröstelnder Gestalt, den Überzieherkragen hoch aufgeschlagen, den Hut in die Stirn gedrückt wie ein unbekannter Ritter sein Visier, entgegengesetzten Weges gekommen wäre, diesem wirklichen, aufgewühlten, mit sich streitenden Franz entgegen, und hätte mit dem tiefsten Dumpfklang seiner Stimme den irrenden und hastenden Franz liebend angerufen, so wäre unter einem tollen Hohnlachen der Bann von dem irrenden Ritter abgefallen. Der wirkliche Franz hätte plötzlich all das unnütze, nächtliche Wandeln von Straßenecke zu Straßenecke im Laternenlicht

so unsinnig blöde und hündisch gefühlt, und hätte seine Sucht wegwerfen können wie die Eidechse ihre Haut, um den nach Licht und Reinheit, nach Frieden und Arbeit, nach Bruderliebe und Wohlklang, nach innerer, freier Haltung und Kraft sehnsüchtigen Franz mit ganz sicheren Schritten vor das Hotel und dann Arm in Arm gelegt, Bruder mit Bruder, die zugigen Stadtstraßen entlang in die kleine Wohnung der Popjels zu führen.

So wäre es gewesen, wenn jetzt ein zweiter Franz dem dunkelverkappten Franz in den Weg gelaufen wäre.

Franz würde plötzlich hell aufgelacht haben wie ein Wahnsinniger, der durch ein Wunder sehend wird.

Vielleicht würde er den schwelenden, schleichenden Franz, dem jetzt schon die Beine zitterten vor unbestimmtem Verlangen nach irgend einem wirklichen Feuer, das er verschlingen könnte wie der Geizhals die Funken, verhöhnt und mit seinem Stocke wütend geschlagen und in die Flucht getrieben haben, bis der wirkliche Franz allein und einfach und frei auf der Straße gestanden, ein ganz vornehmer Herr mit schwarzem Überzieher über seinem Gehrock, mit Handschuhen und einem feinen Schlapphut, der nur der Popjelschen Wohnung zustrebte.

Aber kein zweiter Franz wollte sich herzu finden.

Das Gespenst, das da war, blieb allein und schob um die Straßenecken, indes Strohhalme aufwirbelten.

Franz war jetzt nicht mehr aufzuhalten. Er ging schon mit gemessseneren Schritten.

Daß die Schritte gewichtiger und länger wurden, daß seine schmächtige Gestalt im Überzieher sich fast streckte, war das deutliche Zeichen, daß die Verlockungen und Gesichte im Blute klarer und klarer geworden und den Rest guter Erinnerungen ganz ausgetrieben hatten.

Franz war in eine Unterführung eingebogen, wo ein elektrisches Licht kalten Schein gab. Er mußte bekannt sein. Ein dickes Weib mit bemalten Augenbrauen, jung, aber rund wie ein Faß, ziemlich gewöhnlich gekleidet, wackelte in den Hof und grüßte ihn mit Gekreisch wie einen Duzbruder.

Obgleich Franz darauf keinerlei Acht gab, schien ihn noch einmal ein Zaudern anzukommen. Er sah an sich herab, daß ein feiner Herr gewissermaßen sich ganz zu verleugnen im Begriff stand.

Sonst kam er gewöhnlich im abgeschabten Kittel. Kam er, wie er im Chemielaboratorium gestanden, als er dort noch ein eifriger Arbeiter war.

In diesem Augenblicke konnte er unmöglich für die Hölle noch Toilette machen. Er lachte höhnisch. Denn

sein Atem ging süchtig wie bei einem Pferde, das ein heimlicher Reiter jetzt mit harten Geißelhieben peitschte.

So stand er bald mitten unter Zuhältern und Dirnen.

Kreischende Weiberstimmen schrieen durcheinander.

Freche, feile Burschen, die Mützen auf vollen Haaren, lümmelten am Tische und schlugen die Karten. Es war eine Rauschluft.

Franz Popjels Schatten, der hier im gemeinen Dunste lüsterner Künste verkaufter Seelen aufragte, begann Herr zu werden.

Franz schien an dem schwarzen Tische, darauf die schmutzigen Karten fielen und den Huren und Lumpen rings umkränzten, allmählich groß wie ein Herrscher unter den Seinen.

Die Dirnen saßen mit Prunkkleidern, die verschmutzt waren. Vergriffen und zerrissen hingen die Achselbänder an den fleischigen Armen nieder. Die Busen lagen offen für jede tolle Berührung. Die Gesichter waren staubig und grob bemalt wie die Larven auf Jahrmarktsfesten oder wie Tänzerinnen bei einem Dorfzirkus.

Manches Weib saß halbnackt, die Bluse auf einen Stuhl geworfen, weil die Schwüle sie toll gemacht.

Alle Gesichter wirkten wie Grimassen.

Lachen zerklirrte wie Scherben im Kehricht.

Ein widerlicher Staubdunst. Ein ewig heiseres Geschrei aus Männer- und Weiberkehlen.

Franz Popjel stand groß und lang gereckt.

Er lachte nicht.

Er stand wie ein Herrscher unter den Seinen.

Sein hohlwangiges Gesicht mit den Brandblicken hatte einen Ausdruck eiserner Ruhe. Seine Augen glommen in Sicherheit. Die Farbe seines Gesichtes schien sich zu röten.

Er hatte ein Goldstück auf den Tisch geworfen, und stieß einen häßlichen, höhnischen Laut aus. Dunkel gekleidet wie mit einem Kaftan, gar nicht mehr wie feine Herren, die in den Konzertsaal gehen, jetzt wie ein Teufel in der Messe.

Franz fühlte leibhaftig wie aus dem Goldstücke, das er auf den Tisch warf, eine Macht ausging.

In der Ecke begann man an einem Tisch neu zu bechern.

Die dicke Wirtin humpelte herzu und flüsterte Franz mit feilem Blicke etwas in die Ohren.

Franz nahm ein Goldstück und legte es hochmütig in ihre fette, ausgestreckte Hand.

Allen schien Franz eine Macht.

Die Weiber lächelten ihm fast demütig zu.

Frech, auf Du und Du schienen mit ihm nur einige

Männer, die vor niemand Furcht hatten, weil sie auch vor Mord nicht scheuten.

Der strupphaarige Faßband war ein Dieb. Er spielte heute mit Glück und gewann Franz Gold ab. Franz stieß einen häßlichen, höhnischen Laut aus und warf mehr aus seiner Tasche.

Die rothaarige Böhmin wollte Franzens Beine von hinten umklammern, wie wenn sie zu einem Kreuze betete.

Franz schüttelte das tolle Weib mit einem jähen Rucke von sich.

Seine Blicke spielten mit dem Golde auf dem schwarzen Tische.

Sie begannen auch mit den jungen Augen einer Dirne zu spielen, in denen die Zärtlichkeit aufzuleuchten versuchte.

Es war ein ganz unfertiges Ding. Sie war das Kind eines Jägerburschen, das eine armselige Maurerswitwe kümmerlich groß gezogen. Julie hieß sie. Ihre blauen Augen erinnerten an ein junges Waldtier. Ahnungslos und sanft schienen sie auf der Lauer. Und freuten sich doch in den Lichtdunst hinein.

Wenn Franz sie mit seinen süchtigen Blicken traf, deuchte es ihr wie Liebe.

Die bunten, schmutzigen Kostüme waren ihr ein Fest.

Sie hatte auch einen entblößenden Fetzen um ihre jungen, schlanken Glieder gezogen. Der Wein rann ihr im unschuldigen Blute. Fluchen und Lachen, das kannte sie längst als Lebenslaute.

Wenn Franz sie ansah, glomm es wie eine Gewalt über sie, die sie noch demütiger machte.

Franzens Schatten ragte am schwarzen Tisch.

Die frechen Mannsgesichter mit den Schnurrbärten, die vertrunken und aufgedunsen waren, schluckten Gold ein, wie die Wolken den Mond.

Die schlanke, sehnsüchtige Julie hatte sich verstohlen erhoben.

Franzens Blick traf sie noch immer nur wie zufällig, aber jetzt ganz herrisch. Sie hatte auch die Brüste offen. Sie schienen zart wie bei einem Reh. Sie lächelte demütig Franz zu.

Die Dirnen alle wußten jetzt, daß sie heute die Erwählte war.

Julie näherte sich langsam dem Schatten, der im langen Kaftan stand und unter Gekreisch das Gold anstarrte, das auf dem schwarzen Tische blinkte.

Franz Popjel schien ein ganz hochgereckter, sicherer Gebieter. Und Julie wie ein Hündlein, das ihn ankroch.

Sie streichelte an seinem Ärmel nieder. Er ließ es

geschehen. Er lächelte Gnade. Obwohl Gold um Gold hinging. Er hatte noch immer genug.

Franz stieß einen häßlichen, heiseren Laut aus.

Alle lachten jetzt Julie zu.

Franz hatte ihr wie nebenher die rechte Hand um den Nacken gespannt. Wie drollig Julie dastand, den Nacken demütig beugend und die sanften Augen schließend, als wenn der Henker sie griffe.

Es war schon stiller geworden.

Eins nach dem andern waren die Paare verschwunden wie huschende Falter.

Die Männer einer nach dem andern zählten ihr Gold. Einige lachten. Andere fluchten.

Franzens Schatten begann am Ende noch mit Glück zu spielen.

Julie hatte sich in seinen Arm gehangen. Sie lächelte ihn zärtlich an, als wollte sie seine zernagte Seele zu sich ziehen. Sie war jung und wußte noch kaum in ihrer Jugend, was um sie herum vorging.

Alles Licht war allmählig ins Dunkel gesunken.

Die dicke Wirtin stand vor der einzigen Kerze, die noch den schwarzen Tisch beschien.

Ein paar scharfe, magere Männer, zum Jagen über die Dächer wie gestählt, zerrten noch vor Franz an den Karten herum.

Franzens harter Herrenblick traf sie, so daß sie neu die Karten auswarfen, und er jetzt mit Ruhe das Gold einstrich.

Aber er warf das gewonnene Gold wieder auf den Tisch zurück. Es war ein Geschenk, das seine Gnade jetzt vergeudete.

Er war ein Herr unter den Seinen.

Die wütenden Blicke der Männer wurden zahm. Die Männer nahmen das Gold und teilten es unter sich. Sie gingen lachend und sahen mit scheuen Blicken auf Franz zurück.

Julie küßte seine Hand, die das Gold hingeworfen. Sie sehnte sich, demütig und wie ein Hündlein vor diesem harten, sengenden Blicke zu kriechen. Die Blicke aus Franzens Augen hatten sie längst ganz umwunden. Sie war jung wie eine Blüte. Sie kannte nur Demut und Liebe bis zum Vergessen und zum Sterben.

Franz war dann mit Julie in einem ärmlichen, jämmerlichen Alkoven und trank Leib und Seele aus diesem jungen Blute, wie ein Vampyr trinkt.

Sechstes Kapitel

In der Nacht, in der Erschöpfung des Blutes, waren Franz allerlei helle Menschengesichter wie gegen den Himmel auffahrend erschienen. Nicht Traumverzerrungen. Klare, stille, feierliche Gesichter, die aufdampfend wie in Nebelkleidern nach finsteren Gewittern, in irgend eine Lichtsphäre sich zerlösten.

Franz Popjel hatte lange in bleierner Gebundenheit gelegen, nichts ahnend, als nur diese seltsam aufdampfende Morgenstille. Bis er erkannte, daß alle diese Gesichter seiner Mutter Sorgenantlitz trugen.

Da war er mit einem harten Schlage nüchtern gemacht, aus dem Bette gesprungen, und ohne ein Wort stumm und bleich in die Kleider gefahren.

Es war noch eine dunkle Frühstunde, als die zähneklappernde Julie, die hagere, halbnackte Gestalt hastig in ein großes Umschlagetuch gewickelt, in schlürfenden Pantoffeln, den Schein eines offenen Öllämpchens vor sich tragend, aus dem Schatten des Hausflurs vergeblich versuchte, Franz einen Gruß nachzuwinken.

An dem Morgen war daheim keine Unruhe.

Eduard Popjel und die kleine, zernagte Sorgenfrau schliefen noch.

Der Abend des Ruhmes, den Eduard mit der Mutter im Kreise liebender, schmeichelnder Anbeter verbracht, hatte eine tiefe Entspannung verursacht.

Außerdem hatte Franz nie gemocht, wie er sich ausdrückte, seine Hochgefühle in parfümierten Salons langsam verpuffen zu lassen. Das wußten Mutter und Bruder. Und weil sie nach dem Konzert noch seine seltsamen Augen gesehen, die von den Tönen in fiebernder Glut leuchteten, hatten sie an nichts Böses gedacht, hatten sie nur stillschweigend angenommen, daß er in einem einsamen Nachtspaziergang seine Erregung langsam stille machen, und dann kommen würde.

Und Franz war gekommen.

Als Frau Popjel am Morgen spät aufwachte und noch in Nachtjacke und Häubchen die Semmeltasche von der Klinke der Korridortür herein nahm, sah sie Franzens Gehrock am Pfosten hängen und seine Lackstiefeln aus dem Dunkel glänzen.

So ging sie wieder ruhig ihren Morgengeschäften nach, hieß das Mädchen den Frühstückstisch bereiten, horchte an der Tür von Franz und dann an der von Eduard.

Sie wäre am liebsten gleich zu einem jeden mit pfiffig lächelndem Gesicht zum Morgengruße eingetreten. Unterließ es trotzdem. Nur in sich hinein lachend, als sie in der Enge des Korridors noch wieder einige Geigengänge des Konzertes leibhaftig wie flatternde Fahnenfetzen vor sich aufsteigen und verhallen hörte.

Frau Popjel hatte dann noch eine ganze halbe Stunde behaglich bei ihrer Toilette zugebracht, aber, ehe ihre Toilette beendigt war, war doch neu Unruhe gekommen. Es drängte sie, den Eindruck des Abends vor allem mit Franz zu besprechen. Sie wollte sich mit Franz an alles Einzelne erinnern. So daß sie ihre Nachtjacke noch einmal umnahm und leise zu ihm in das dämmrige Zimmer eintrat.

Wie die zarte, runzelige Sorgenfrau in Nachtjacke und Häubchen leise an Franzens Bette trat, lag da ein bleiches, im Schlafe tief eingezehrtes, junges, erhabenes Gesicht. Die große, vorgebaute Stirn schien in ihrer Bleiche noch mächtiger. Der verschlossene Mund war noch mehr wie sonst fein zusammen genommen. Die Lippen schienen so schmal wie nie im Leben. Die Wangenhaut war zart und blutleer. Die dunklen Glanzhaare umhingen geordnet die blassen, hohlen Schläfen.

Die kleine, alte Dame in der Nachtjacke sah den Tiefschlafenden mit inbrünstiger Liebe. Sie huschte eine Fliege, die sich auf die fleischige, merkwürdige Nase setzen wollte.

Aber die kräftige Nase hatte schon unwillig zu zucken begonnen. Die Augensterne hatten sich schon lächelnd aufgetan. Ein liebendes Kind war Franz erwacht.

„Mutter ... Du bist es? ... ist es schon spät? ... kommst Du mich wecken?" sagte er zärtlich, und sah unschuldig und gütig aus. Sein Lächeln war mit dem Erstaunen des Erwachenden gemischt und glänzte voll Vergessen in der Mutter fröhliche Augen hinein.

Da saß die Liebe auf dem Bettrand, im Flüsterton plaudernd, leise zärtlich lachend und sein bleiches Gesicht und seine dunklen Haare mit ihren kleinen, gebrechlichen, sanften Händen wieder und wieder streichelnd.

Wie Franz dann an den hellbesonnten Frühstückstisch trat, wo Eduard schon eine Morgenzeitung eifrig studierte, kam er lachend, und die Brüder umarmten sich.

Lobens und Rühmens machte Franz gar nicht. „Damit zahlen die, die keinen Enthusiasmus des Blutes kennen. Die machen Worte." Er umarmte Eduard neu und küßte sich mit dem Bruder.

Und Eduard nahm die Zeitung wieder auf und reichte sie Franz, indem sein junges, braunes, jetzt noch offeneres Gesicht einen koketten Charme annahm, und trotzdem aus dem heiteren Fürsichsein nicht heraus kam.

Auch das erlesene Mittagsmahl, das Eduard beim Traiteur bestellt hatte, um wie er scherzend sagte, seinen Berater und Helfer Franz einmal wirklich feiern zu können ... womit er auf Franzens Abwesenheit vom Hoteltisch nur leise anspielte ... erwartete Franz wie ein richtiger Schwelger. Er machte drollige Bemerkungen, als Fräulein Hellen Raddas, feierlich zum Diner angetan, in der kleinen Wohnung erschien.

Dann war die erlesenste Tafelrunde.

Eduard noch schlanker im Smoking und ein wenig linkisch die rauschende Hellen mit ihren eisigen, fröhlichen Augen und schimmernden, vollen Schultern, und ebenso schlank, aber fast neckisch, der jüngere Franz die zarte, kleine Frau Popjel zu ihrem Platze vor die duftenden Blumen führend.

Die Damen griffen die Blumen in ihre Hände. Man aß. Man sah sich in die Augen, dahinter nichts wie Zutrauen verborgen schien. Man machte Glossen über Künstler und Kunstfreunde.

„Ein bissel klatschen gehört nun einmal zum feinen Essen," neckte Eduard.

Man lachte darüber.

Hellen erinnerte sich spitzig, daß gestern Nacht wieder der Konzertagent sie, doch die erste Dame des Abends, breitspurig zur Tafel geführt, und derart sich selber den ersten Platz angemaßt hätte.

Man sah ohne Arg ins perlende Sektglas hinein, um die unzähligen Perlen zu zählen, die aus dem eisklaren Grunde sich ewig gebaren.

Man liebte sich an dem Tage.

Franz war gerötet und wie ein fröhliches Kind auch zu Hellen.

Sie begannen ihre Fingerkräfte gegen einander zu erproben, um nur immer wieder Späße zu treiben. Er glättete dann ihre schöne, lange, schlanke Hand und hätte sich beinahe vergessen, einen Kuß auf die rosigen Fingernägel zu drücken wie ein Liebhaber. Aber Eduard war launig dazwischen gefahren und hatte die Hand und den Arm, nach dem er seinerseits zärtlich darauf gestaunt hatte, schließlich scheu und verlegen werdend, doch wirklich geküßt.

Auch das machte Franz nur lachen.

Die kleine, huzelige Sorgendame, die heute nicht weniger vornehm und geistig aussah, auch jetzt gerötete Bäckchen hatte, konnte einen Augenblick ihre leise Verlegenheit nicht verbergen.

So war diese sehr flüchtige und doch sehr innige Ovation für Hellen fast zu einer Feierlichkeit geworden.

Franz machte noch immer ein großes, heiteres, gutes Kindergesicht dazu. Er saß über Stuhllehne und Tisch die Arme gelehnt und gespreizt wie auch Eduard.

Wer so die Brüder Popjel mit einander sah wie gute Jungen die Zeit vertändeln, sich mit der drollig schmollenden, gebrechlichen Mutter neckend, von dem gläsernen Lachen Hellens lustig beschienen, der wußte von keiner Nacht unter Zöllnern und Sündern, auch nichts von Diebsherbergen und Mörderhöhlen.

So fiel von Eduards Triumphe ein freundliches Licht in die Zukunft, sodaß Wochen und Monate ohne Störung unter den Popjels hin gingen.

Siebentes Kapitel

So war also in dem Hause der Popjels lange Frieden gewesen. Das Konzert hatte Geld gebracht. Und der Erlös für das Petschaft aus Vater Popjels Arbeitsstube, die noch immer in ihrem heiligen Dämmer lag, hatte auch für Franzes Bedürfnisse eine gehörige Weile ausgereicht.

Nun begann es in den tiefen Winter zu gehen.

Eduards Aussichten waren in der Zeit glänzend. Es schien durchaus nichts Bedrohliches in der Luft. Nur daß die Novemberstürme auf den Straßen fauchten und die Teppiche auf den Stangen im Hofe auf und ab flattern machten.

Eduard übte viel und war verstrickt in Arbeit.

Auch Franz gab Pflichten des Studiums vor, hörte ein paar Collegs über Philosophie und Kunstgeschichte und schmiedete allerlei Pläne. Was man so Pläneschmieden nennt, wenn man eigentlich nur denkt, wie kann ich einen Schatz aus der Erde graben, einen Sack Gold wie einen Sack Kartoffeln? Ihn hinstellen und

hinein langen wie die Weiber mit den roten Kopftüchern draußen auf umgewühlten Herbstäckern?

Nur Frau Popjel weinte schon wieder manchmal heimlich. Das merkte Eduard. Da gab es Vorwürfe. Jähes, herrisches Aufbrausen, Jähzorn des in die Arbeit vertieften Eduard. So daß dann der Hohn aus Franz wie Schläge ins Gesicht des Bruders wirkten.

Einmal war es schon wieder zu einem tollen Geschrei ausgeartet.

Weil mit dem Winter auch diese verfluchte Eisluft um die Gemüter sich neu bilden wollte, die man schon ohne Gewaltsamkeit nicht mehr vertreiben konnte.

Aber wenn auch die große Vertraulichkeit Hellens mit Eduard Franz heimlich in Erregung gebracht hatte, fand sich die kleine Frau Popjel noch immer in der Zeit wieder zurecht.

Es war Franz stets lächerlich erschienen, wenn ein Künstler sich in jungen Jahren an ein Weib binden wollte.

„Das Genie muß seine Fülle dem Werke ungeteilt geben ... Sehnsucht und Erlebnis muß im Kunstwerke in vollem Schwalle lebendig werden,“ sagte er hart. „Nun gar die kleinlichen Plackereien mit einer Familie ... die sollen den Künstler weiß Gott ungeschoren lassen!“

Er fühlte sich noch immer als Hüter des Schatzes, den er in Eduard heimlich anbetete. Deshalb hatte es Franz schon manchmal Frau Popjel aufgebracht und höhnisch in ihre erschrockenen Augen geflüstert, daß nur der törichte, arglose, kindliche Eduard sich schließlich von den Blicken und Armen der Circe könnte umstricken lassen.

Da war Franz eines Tages selber bei Fräulein Hellen erschienen.

Er war im Leben kaum zweimal sonst in geschäftlichen Angelegenheiten gekommen, als das Konzert in Sicht stand.

Was ihn dazu brachte, gerade jetzt zu Fräulein Hellen zu gehen, war für sie nicht recht zu ergründen.

Jedenfalls lagen in diesen Tagen die Kummerlinien in Franzes Gesicht sehr tief gezogen. Er war offenbar in einer sehr zerrissenen und vieldeutigen Lage. Noch im Hörsaal hatte er sich zuerst ganz leidenschaftlich an die Andacht anzuklammern versucht, die der Kunsthistoriker erweckte, als er Leonardos Tun und Seele beschrieb.

Da waren dazwischen plötzlich heiße Überlegungen in ihm aufgebrannt. Und er war hastig aus dem Colleg heim und dann sogleich weiter zu Fräulein Hellen Raddas gelaufen.

Alles in allem war es ein Knäuel von hohen und niedrigen Drängen, die ihn längst wieder bestürmten.

So kam er zu Hellen Raddas, die Mienen zerquält. Äußerlich nur den Versunkenen spielend. Dumpf und leise die Stimme. Ein wenig mit den glimmenden Augen in den Winkeln suchend. Aber noch immer wie ein guter Kamerad.

Hellen behandelte ihn außermaßen freundlich und zutunlich, obwohl ihr gleich ein banges Gefühl kam.

Eine große Schwüle herrschte im Raume.

In Hellens Atelier, wo sie ihr Klavier stehen hatte, lagen Felle herum. Eine Chaiselongue streckte sich unter dem breiten Atelierfenster, das im Dache saß. Buketts von Rosen und Orchideen gaben Duft. Ein violetter, japanischer Seidenlaken mit feinen Goldtroddeln hing über dem Rundtisch in der Ecke.

Franz war nur an den Tisch getreten und hatte sich eine Zigarette achtlos angezündet. Und er hatte beim Eintreten das Gefühl erweckt, als wenn er um einer wichtigen Sache willen käme.

Aber er besah sich beim Anrauchen jetzt nur wieder eingehend die kleine Cloisonnévase, die dastand, zog den Rauch in die Lungen, blies Kringel aus der Nase, betrachtete en passant Fräulein Hellen, die die Ma-

schine in Ordnung setzte, um ihm Tee zu bereiten, und sagte gar nichts.

Alles gewann sofort eine Dumpfheit.

Fräulein Hellen konnte die Spannung nicht lange ertragen. Sie lachte hell auf und riß Franz aus seinem dumpfen Träumen heraus.

„Franz! ... Sie schlafen ja!“ sagte sie drollig.

Das brachte Franz wirklich ganz zu sich.

„Nein!“ sagte er hart. „Nichts weniger als das!“ sagte er. „Aber ich komme, weil es anders werden muß ... weil es so nicht weiter gehen kann ... weil es nicht mehr zu ertragen ist, ein solches Hundeleben... ohne daß man ein Ende sieht!“ sagte er hart und stoßweise.

Es war ein reiner Betrug, der in diesem Augenblicke ganz unvermittelt in ihm aufkam.

„Franz! ... Herrgott! ... wenn Sie endlich zur Besinnung kämen!“ wollte Hellen wie erleichtert ausrufen.

Sie dachte jetzt, daß er mit moralischen Selbstanklagen käme und sich vor ihr zerfleischen und geißeln wollte.

Aber davon war gar nicht die Rede. Franz dachte gar nicht an Selbstanklagen. Im Gegenteil. Er schien jetzt noch vollends klar zu werden, worum er gekommen

war. Er nahm eine ganz herrische Haltung an und warf die Bemerkung Hellens mit Hohn beiseite.

„Reden Sie nicht töricht, bevor Sie wissen, was ich sagen will," sagte er verächtlich. „Sie scheinen gar nicht zu ahnen, worum es sich auch für Sie in diesem Augenblick handelt," sagte er und sah Hellen durchbohrend an. Lange und ganz unheimlich. So daß Hellens Blick ihn einen Augenblick gar nicht mehr erkannte und sich vor seinen stechenden Augen zu fürchten anfing. Aber sie beherrschte sich.

„Auch für mich?" sagte sie noch immer ganz an sich haltend und mit weicher Stimme.

„Auch für Sie! ... natürlich ... für wen denn sonst? ... für Sie und mich! ... warum käme ich denn sonst zu Ihnen?" stieß er hart und dumpf heraus. „Sie dachten wohl gar, ich käme als armer Sünder? ... hahahaha," lachte er verächtlich. „Ich wollte Beichte tun? ... das fehlte noch grade! ... ich hätte mich in einen Betbruder verwandelt? ... wie?" stieß er hervor. „Warum denn? ... weil ich Erlebnisse habe ... mehr als Sie! ... weil ich Kraft habe ... mehr als Sie und Eduard zusammen ... die Ihr nur immer die starken Gefühle destilliert in die Luft blast ... ja, so ist es ... ich lebe," schrie er. „Aber das wäre mir jetzt ganz gleichgültig ... nur das ist mir nicht gleich-

gültig, daß Eduard mit Ihnen ein Spiel treibt ... und Sie mit Eduard ... Ihr beide kennt die Wirklichkeit nicht!" sagte er verhalten und leidenschaftlich. „Aber ich kenne die Wirklichkeit ... mir ist das liebe Leben schon zu Leibe gegangen ... ich habe Nöte ... und weiß was Trost ist ... ich bin es wahrhaftig bedürftig .. ich weiß Trost zu schätzen ... ich weiß Liebe zu schätzen," grollte und tollte er heraus. „Wie der Verdurstende nach einem Tranke beinah verschmachtet!"

Schon diese Worte machten Hellen Raddas sonderbar verwandelt. Sie war, wie wenn sie noch immer nicht begriffe, an den Ofen rückwärts getreten, die Hände in die schwarzen Shawlenden gewickelt hinter sich gehalten. Ihre schlanke Gestalt ragte frei im Raume, der dämmrig war. Und ihr junger, erschütterter Blick sah mit kühler Güte in Franzens brennende Augen hinein.

Aber wie sie jetzt noch immer versuchte, ein gütiges Wort zu finden, ließ Franz Hellen gar nicht mehr zu Worte kommen. Er war ihr schon ganz nahe getreten. Er hatte sie schon gewaltsam an sich gerissen. Er küßte sie wie unsinnig. So daß sie vor Schreck keinen Laut von sich gab. Bis sie doch ihrem Entsetzen endlich einen Hilferuf abzwang. Und ihr gellender Ton Franz plötzlich abwehrend nieder schlug, wie wenn ein Gewand von ihr abfiele.

Franz lag lange da, schluchzte und konnte sich nicht zusammenraffen. Hellen war schneebleich und zitterte an Händen und Füßen.

„Es hat uns niemand gehört ... Gott sei Dank!" sagte Hellen nach langer, tiefer Stummheit im Raume.

Alles lag erstarrt.

Bis sie die elektrische Birne über ihrem Flügel rasch entzündete. Ihre Zähne schlugen.

„Sagen Sie Eduard nichts!" sagte Franz ganz leise. „Und vergeben Sie mir! ... ich werde nicht wiederkommen ... wenigstens so nicht!"

Er hatte sich aus seiner zusammengesunkenen Stellung langsam und geräuschlos erhoben und wollte zur Tür gehen und zögerte doch. Hellen horchte sorglich auf jedes Geräusch draußen.

„Im Hause ist alles still geblieben wie im Tode!" sagte sie wie für sich. Franz hatte geschluchzt, fast ohne Tränen. Aber er hatte sich schon besonnen. Die wenigen Tränen wischte er sich leicht weg. Und er reckte sich. Er nahm wieder Haltung an.

„Es ist nichts passiert zwischen uns! ... gar nichts!" sagte er barsch." Und also braucht niemand etwas davon zu wissen ... das Lebensbehagen des Künstlers braucht nicht weiter gestört werden ... auch ich bleibe, der ich bin," sagte er mit Härte. Er wollte hinaus

gehen. Aber er stand wieder zögernd, die Türklinke in der Hand haltend. Er blickte auf den Boden. Dann kam er in sich gebunden ins Zimmer zurück und lachte häßlich.

„Es ist gar nichts passiert," sagte er noch einmal hart. „Vielleicht ist Ihre Seele jetzt noch reiner geworden, als sie schon war ... der Wein braucht sich keine Skrupel zu machen, daß der Most aufschäumt," sagte er mit innerem Lachen. „Sagen Sie Eduard kein Wort davon ... es könnte den zarten Jungen nur verwirren!" sagte er jetzt, indem er versuchte, Hellens Blick zu finden.

„Sie sind ein Untier!" sagte Hellen in einer Anwandlung von Schlaf, den der Schreck gemacht hatte.

Aber sie reichte Franz doch die Hand hin, weil sie an Eduard und Frau Popjel dachte.

„Huh!" stieß sie hervor, „es ist greulich!"

Franz stand noch immer im Sinnen.

„Hellen!" sagte er plötzlich. Er zögerte wieder. „Wenn Sie wirklich trotzdem ein guter Kamerad sind ... mir doch die Hand noch wieder reichen," sagte er mit verlegenem Stammeln.

„Huh!" sagte Hellen noch einmal, „es ist greulich!"

„Nämlich ... Hellen!" bemühte sich Franz, der Hellens Ausruf gar nicht mehr beachtete, in diesem

Augenblick zögernd hervor zu bringen. „Ja ... ich bin wahrhaftig in einer jämmerlichen Verlegenheit!“ sagte er vor sich hin.

„Oh ... Geld soll mir gleichgültig sein in dieser Minute!“ sagte Hellen hastig, nahm eine Reihe Scheine braune und blaue aus ihrem Schube und breitete sie vor Franz hin. „Nehmen Sie! ... Geld ist mir jetzt nichts!“ sagte sie wie aufwachend. Franzens Augen waren zwischen ihrer Härte und den hingebreiteten Banknoten auf der Lauer. Sein Gesicht nahm eine Schaltsmiene an.

„Blaue tun es nicht mehr!“ sagte er pfiffig und steckte sich mit Gelächter, das häßlich und heiser klang, zwei Tausendmarknoten in seine Brusttasche. Dann war er bald mit verstohlenen Schritten die Treppe hinunter, als käme er von einer Dirne.

Achtes Kapitel

In der Zeit um Weihnachten herum schlief Franz, wenn er einmal daheim war, ziemlich immer bis in den Nachmittag.

Die Vorwürfe der kleinen, runzeligen Frau Popjel, die darüber ganz sprachlos war, halfen gar nichts.

Sie drangen kaum in seine Ohren.

Selbst wenn Franz sich im Bette vor der Mutter aufrichtete und mit mühsam geöffneten Augen ins Licht des Tages sah. Oder wenn er in Mutters Lehnstuhl in ihrer Arbeitsstube hockte, in sich zusammen gesunken aschfahl und abwesend.

Franz war und blieb unheilbar in seiner Verwahrlosung.

In Eduard stand es längst fest, daß es um alles in der Welt galt, sich gar nicht weiter darnach umzusehen. Vorwärts zu schaffen und zu arbeiten und aufrecht und heiter zu scheinen, selbst wenn sich den frischen, männlich herben Zügen und dem Blicke aus der braunen Klarheit heimlich eine drängende Welle Schwermut zugesellte.

Eduard hatte in diesem Winter eine besonders zärtliche Seele.

Er tat der kleinen, verschüchterten Mutter gegenüber immer wie ein an seine Arbeit eisern gebundener Sohn, vermied es fast ängstlich, ihr Vorwürfe wegen Franz zu machen, streichelte mit langem Zeigefinger die weichen Runzeln der Sorgenstirne unter dem Seidenhäubchen und ließ die zarte Frau Popjel fühlen, daß er versöhnlichen Sinnes wäre.

Eduard war es wirklich. Er war nicht nur leidenschaftlich an seine Geige gebunden. Es gab jetzt andere Dinge, die ihm heimlich Wunder getan.

Hellen Raddas, die keusche, gläserne, kühle Hellen war ein ganz heißatmendes Leben geworden. Wenn er zu ihr kam, barg sie sich an ihn wie an einen Hort. Sie umschlang ihn und hielt ihn. Nicht nur mit ihren Tönen im Raume wie früher, als auch zwei Seelen sich verwoben hatten. Jetzt stumm und mit leisen, wonnigen, duftenden Atemzügen. Mund an Mund. Die weichen Finger in Eins verschlungen. Die jungen Leiber in Eins gehalten.

Gleich an dem Abend, als Franz bei Hellen gewesen war, war es über sie gekommen, wie wenn es kein Heil gäbe, als sich Eduard hinzuwerfen, demütig und anbetend. Diesem jungen, reinen, echten, keuschen

Eduard, der nie gewagt hatte, sie auch nur mit seinen Fingerspitzen zu berühren. Der, wenn er auch nur einmal ihren Leib unversehens gestreift hatte, fast errötend und scheu um Vergebung gebeten.

Jetzt war sie in seinem Schutze. Jetzt sah sie zu ihm auf.

Und Eduards Geige schien jetzt noch mehr seiner Seele innerste Stimme geworden. Wenn seine junge, ehern vertiefte Gestalt neben ihr aufragte, sang und jubelte es, daß ihr mitten in ihr Spiel Tränen kamen.

Um das Leben dieser Beiden war jetzt ein Ring geschlossen. Eine große Festigkeit wie eine Mauer. Daraus nahm Eduard seine Kraft gegen etwas, was er gar nicht kannte. Was, wenn er es gekannt hätte, grade in der Zeit seiner ersten Verklärung durch Hellens Liebe ihn wie stinkende Luft und Leichengeruch angeweht und angewidert hätte.

Auch die kleine Frau Popjel mochte daraus einige Kraft nehmen.

Eduard und Hellens Bund war noch durchaus unerklärt vor der Welt. Das Heimliche ihres Zustandes dünkte ihnen eine besondere Süßigkeit. Liebende fürchten Menschen. Eduard und Hellen waren sich Welt genug, zusammen geschlossen ohne Lücke wie eine runde Sonne. Nur eine weite Blumenwiese

brauchten sie, still und einsam, um mit ihren eigenen Strahlen in alle Winkel und Schatten hinein zu tändeln.

So ging es aus Eduard.

Das mochte es auch sein, was in die Mutter Popjel übersprang und sie trotz allem und allem doch auch lachen machte. Wenn durch die Zimmertür herein Hellens perlende Rhythmen mit Eduards seligen Geigenstrichen verwoben ihr Ohr umstrickten, deuchte es ihr, als ob Geister aus der Höhe in ihrer kleinen Behausung ihr Wesen trieben.

Aber in Franzens verzehrte und erstarrte Sinne hämmerten diese Klänge hinein wie mit ehernen Hämmern.

Wie glühende Tropfen in die kalte, schweißige Stirn eines Höllenverdammten bohrten sie sich so ins Unbestimmte seines vertierten Bannes.

Und wenn sich der Violingesang aufhob, saß Franz mit offenem Munde, als wäre das bißchen Blut in dem jungen Duldergesicht längst geronnen und die grauen starren Menschenzüge von Leben ganz ausgeblasen.

Da kam es wie eine verwirrende Zermalmung.

Da trug er ewig von irgend woher lockende Seligkeiten in seinem Blute wie glühheiße Brände, sehnte

und träumte er in den Dämmer von Frau Popjels Arbeitsraum Flüche und Abwehr gegen die weiche, jauchzende Welt, die in Schönheit einherkam.

Ein zernagter, grauer Fels dünkte er sich, den ein sonnbeglänzter, bis in fernes Licht hingebreiteter Ozean hoffnungslos anspülte. Ein auf einsamem Geröllhügel im Meere längst gebleichter, verworfener Totenschädel dünkte er sich, den keine Herrlichkeit mehr weckte.

Das waren Krankheitsgefühle. So saß Franz starr und zerrüttet in der gebrechlichen Frau Popjel Lehnstuhl. Und weil er erschöpft und nicht zu erwecken war, fühlte er sich in seinem tiefsten Brüten doppelt wie ausgestoßen.

Aber das Weihnachtsfest nahte.

Eduard hatte sich ausgesonnen, daß man Mutter Popjel am heiligen Abend überraschen müßte. Eduard war in seinem Rausche allerlei eingefallen. Er hatte dabei auch gleich liebend an Franz gedacht. Er war vor Hellen sehr überzeugt, daß auch Franz an der Freude teil haben, vielleicht gar eine besondere Umwandlung verspüren würde.

Hellen war darüber erschrocken. Sie war sehr schüchtern geworden.

Sie hatte Franz im Popjelschen Hause nur flüchtig

wiedergesehen, sich mit ihm ohne groß Worte ein paarmal die Hand gereicht.

Aber sie hatte noch den Schrecken seiner Blicke und seine Verworfenheit im Blute summen, so daß sie bei Eduards Erwähnung des Bruders eine Weile richtig die Augen unversehens geschlossen und dann immer wieder nur ungläubig mit dem Kopf geschüttelt hatte.

Aber Eduards zutrauliche Gutgläubigkeit blieb doch Sieger.

Er sprang von der Chaiselongue auf, drehte sich um sich selber, griff sich Hand in Hand mit Hellen, wie wenn er mit der schlanken, jungen Gestalt ringen wollte, lachte ganz nahe und zärtlich in ihre hellen Blicke hinein, drückte ihre Hände sanft und stark nieder. Und wie ihr schmiegsamer Leib vor ihm langsam auf die Kniee sank, weil er ihre Hände unbarmherzig umbog, sagte er mit neckischer Donnerstimme:

„Wenn Eduard Popjel für seinen geliebten Bruder redet und seiner alten Mutter ein Weihnachtsfest zu machen wünscht, wird Hellen Raddas nur demütig sich verbeugen und zu Eduard liebend aufblicken ... das ist doch nur alles äußerlich ... denn im Grunde beugt sich ins Joch grade der, der aufrecht steht ... und die, die zu Füßen liegt und aufblickt, ist doch die Gewaltige!“ sagte er.

Und sie lachten beide, wußten nicht, wo sie waren, wußten nur, daß Hand in Hand verschlungen war und Blick in Blick Glanz und Kraft gewann.

Die Stunden eilten wie weiße, stille Vögel im blauen Raume.

Es war durchaus kein irdischer Himmel ausgespannt.

Draußen am Atelierfenster rüttelte der Wintersturm.

Finstere Nachtgewölke hingen über der Stadt, die im Dunste von Millionen Lichtern schwelte und lärmte.

Draußen war kalte, rauhe Winternacht.

Aber wer immer liebt, wie Eduard jetzt lieben konnte, einer, der bisher verzehrt nach der blauen Blume seine Stunden und Wochen, Monate und Jahre nur die singende Geige umbuhlt, einer, der zu feinfühlig erregt war, um das gebundene Leben der Knospen mit lüsternem Finger aufzutun, einer, der als Künstler ein Mann geworden, in der Seele noch immer ein Knabe war, gesund und stark und von keiner Lockung verdorben ... ja wer immer liebt, wie Eduard jetzt lieben konnte, der mußte sich in dem Sonnenlichte solcher Liebe wie im Paradiesgarten spielend dünken.

Hellen, die kühle, klare, spröde Hellen, deren Blicke aus ihrer Wasserklarheit jetzt kindlich und behutsam und sehnsüchtig geworden, war seine Geliebte.

Eduard dünkte sich oft, als wenn er über ihre anmutig schwebenden Schritte statt seines schwarzen Regenschirmes richtig einen bunten Blütenschirm hielte, wie ein japanischer Diener.

So neckisch wandelte sie.

So hold konnte sie aufschauen, wenn die beiden allein ihre Stunden vertändelten.

Übrigens waren beide noch jung genug. Er noch einige Monate von den dreißigen entfernt. Und sie in der ersten Hälfte der zwanzig.

Und auch ihre Jugend war Arbeit und Ehrgeiz gewesen. Sie waren beide Menschen voll hohen Sinnes.

Neuntes Kapitel

Und Franz hatte das Weihnachtsfest wirklich unter den Seinen verlebt.

Die kleine Frau Popjel hatte es über ihn vermocht.

Sie hatte ihn in den beiden Tagen oder gar in dreien vor dem heiligen Abend daheim gehalten.

Sie hatte ihm allerlei Aufträge mit der schmeichlerischsten Miene und mit flehenden Augen zu geben gewußt, die den unsteten Grübler immer wieder von den Straßen heimgeführt hatten.

Es hatte Franz sogar Spaß gemacht, die tausenderlei Zierraten und Behänge für den Weihnachtsbaum selber einzukaufen.

Frau Popjel wußte das von früher.

Grade dieser Junge hatte ehemals berauscht vor dem bunten Lichterglanze gestanden. Ehemals, wie ihn noch nicht das Leben wie mit Krallenhänden an sich gerissen.

Franz sah jetzt wie erwachend die kleinen Menschenspäße.

Auch er begann sich zu erinnern.

Er kaufte gleich ziemlich unsinnig. Viel zu viel. Lichter und Perlen und bunte Flitterbehänge, Christkindelhaar im Überfluß, allerlei kleine Gestalten aus der Christusgeschichte. Und wer weiß was? So daß Mutter und Eduard hell auflachten, als er mit dem Packträger ankam, der ihm die Menge Schachteln und Kästchen nachtrug.

Franz hatte also in den Tagen gekauft und gesorgt. Und er hatte auch mit getan, wie Hellen und die Mutter den Baum und die Geschenktische behingen und belegten. Wie Eduard auf die Leiter stieg, um eingewickelte Bescherungen, für jeden Blick noch geheimnisvoll, unter die Süßigkeiten an die Zweige zu hängen. Wobei man sich wie Kinder nichts wie Torheiten sagte, und sich selber oder dem andern fortwährend Süßigkeiten in den Mund schob.

Auch der Abend war voll Laune herangekommen.

Eduard hatte Franz gewichtig lachend und zutraulich einen blinkenden Schmuck grüner Halbedelsteine mit Diamanten, leicht in Gold gefaßt vor die Augen gehalten.

Und weil der bleiche Franz wirklich sanft und gütig wie ein Junge aus seinen brennenden Augen heraus auf die Steine sah und sie bestaunte, hatte Eduard

stolz hinzugefügt, daß Hellen seine Verlobte wäre, und daß er ihr den Schmuck als Verlobungsgeschenk brächte.

Einen besonderen Eindruck schien diese Mitteilung auf Franz nicht zu machen.

Er hatte sich im Anschauen und Um-und-umwenden der Steingehänge und Ohrringe nicht groß weiter stören lassen.

Nur ein Huschen von häßlichem Gelächter, das Franz dabei hören ließ, hätte Eduard beinah aus der Stimmung gerissen.

Aber weil Franz doch völlig gutmütig und treuherzig verblieb, besann sich Eduard rechtzeitig, als er sich wieder mit Franzens Blicke begegnet war, und machte sich heimlich Vorwürfe über seine Unduldsamkeit.

Erst gegen Abend war ein scharfer Mißton gekommen.

Frau Popjel war in des seligen Herrn Popjel Zimmer geeilt, in das stille, immer feierlich liegende Heiligtum.

Sie war lange nicht dazu gekommen hineinzugehen.

Jetzt, wie die Glocken draußen über die Häuser der Großstadt zu surren und zu sausen begannen, wie unten in den Straßen über dem Lärm und dem Geleuchte die Tonwogen wie Weihnachtschoräle brandeten und ebbten, hatte die kleine, ängstliche Frau

mit gefalteten Händen vor der Kerzenflamme gesessen, hatte Gott gedankt, hatte mit weinenden Augen die Nähe ihres verstorbenen Mannes empfunden. Und dann war in ihr ein Gedanke aufgeblitzt, Eduard eine besondere Ehre und Freude anzutun.

Sie suchte nach Vaters kostbarem Steinpetschaft, das er einst von einem russischen Großfürsten zum Geschenk erhalten.

Sie wollte es rasch noch für Eduard mit unter den Weihnachtsbaum legen.

Der Baum begann schon aus Dunkel seine Strahlenlichter auszuschicken.

Eduard und Franz gingen um den Baum mit Stöcken, daran Wachsstockenden leuchteten und tropften, sorglich von Licht zu Licht und mahnten Hellen, zurückzutreten, die schon in ihrer weißen, schlichtfließenden Moiréseide schlank dastand.

Da war Frau Popjel erschrocken und jammernd wieder dazugekommen.

Die Söhne beide lachten zuerst, weil die Mutter noch einmal wieder verschwunden war.

Sie lachten, weil sie meinten, daß sie ihre Brille oder irgendeinen Schlüssel suche, die sie eigentlich immer suchte, solange sie sie nicht fest ans Kleid angebunden trug.

Aber so einfach war es diesmal nicht.

Frau Popjel war gleich ganz außer sich.

Es wollte sich durchaus keine Kostbarkeit finden.

Es gab eine richtige Aufregung im Hause. Sie durchsuchte Kisten und Kasten.

Auch Eduard war heimlich erschrocken, wie er hörte, worum es ging.

Aber er verscheuchte sofort jedes böse Mißtrauen.

Die kleine Frau kam weinend, die brennende Kerze in zitternden Händen, so daß sie sich noch das ganze Festkleid mit Stearin volltropfte.

Aber das war ihr in diesem Augenblicke völlig gleichgültig.

Das kostbare Fürstengeschenk war nicht zu finden.

Sie suchten gemeinsam, Eduard und die zitternde, weinende Mutter.

Auch Franz hatte zuerst versucht, sich wie arglos zu Frau Popjel zu wenden und an dem Ereignis teilzunehmen. Aber es war doch wie ein Zucken über sein Gesicht gegangen, das seinen Blick ganz versteint hatte.

„Die Mutter hat es verkramt ... nicht anders wie tausendmal!“ sagte er dumpf vor sich hin, wie er mit Hellen unter dem blinkenden Lichterbaum noch wieder allein stand und vollends erstarrt war.

Aber auch Eduard kam jetzt. Er hielt die Mutter

am Arm. Er streichelte sie und tröstete sie mit denselben Worten, die Franz schon für sich geredet.

Und weil die kleine Frau Popjel ihre Tränen unter den Lichterglanz brachte und noch immer nicht stillen wollte, wurde er endlich unwillig.

„Du hast es viel zu gut aufgehoben, gute Frau Sorge! Nur das ist es!" sagte er zärtlich.

So daß endlich auch Frau Popjel daran glaubte, daß sie das Kleinod nur verkramt hätte, und sich wieder an die Weihe des Abends erinnerte.

Und die Laune der Liebenden und der Glanz der strahlenden Weihnachtslichter hatte das Dräuende vollends weggefegt.

Aber die Bescherung ging doch noch ziemlich ohne Worte, nur mit zärtlichen Blicken hin.

Auch Franzens Züge bemühten sich wieder zu einigem Ausdruck. Er schien schwächlich und erschöpft und bleich Am Tische noch hielt er zuerst fortwährend das blinkende Glas in Händen, starrte hinein, war stumm und stürzte hinunter, was Eduard ihm eingoß.

Bis ihn der Wein immer lauter machte.

Die Mutter Popjel war von dem ersten Schluck Wein fröhlich geworden. In Eduard und Hellen spann wieder voll die heimliche Heiterkeit.

Und Franz begann jetzt immer leidenschaftlicher auf-

zuwachen. Er bekam allmählich große Augen. Die strenggezogenen Runen seiner weißen Stirn schienen wie Zeichen der Weisheit. Steinern war sein Gesicht. Er schien edel wie eine Statue. Ein feines Zittern umspielte seine derben Nasenflügel. Um den Mund zuckte es von Überzeugung.

Und er begann Worte zu suchen.

„Was ist denn euer so berühmtes Weihnachtsfest?" sagte er mit Hochton. „Mein Gott! ... die Menschen sind blöde Narren ... weil sie nur immer sich an Namen klammern, die im Grunde gar nichts bedeuten ... Namen ändern gar nichts an diesem unabänderlichen Gaukelspiel," sagte er wie ein feierlicher Prediger.

Er verwandelte seinen Ton immer mehr in Härte.

„Aber eben ... das Aufbrechen des Schimmers ... des goldenen, wärmenden Glanzes ... ja ... aus Orten, wo es sonst dunkel ist ... das ist das große Geheimnis ... vielleicht muß das Glänzende immer wieder in Finsternis tauchen ... auch in mir mag es so zugehen!" sagte er mit sicheren Blicken. „Das Unheimliche verwandelt sich in ein Lichtfest ... in jedem Menschen steckt eine verborgene Grube, darin die Genien mit den Dämonen in toller Umklammerung liegen und schlafen ... oder auch manchmal durcheinanderträumen!" sagte er emphatisch.

Franz konnte jetzt sprühen. Mutter und Eduard kannten ihn kaum wieder. Hellen lächelte flüchtig zu Eduard hin und sah Franz in die funkelnden Augen.

„In einem jeden steckt solch eine verborgene Grube ... darin die Dämonen der Finsternis sich vielleicht gar in Genien des Lichtes verwandeln können ... wer soll denn das Geheimnis mit Worten ausdrücken?" sagte er dumpf. „Denn im Grunde ist überhaupt gar nichts von alledem zu greifen ... alles geht in der verfluchten Verwandlungskunst dieser Welt seine geheimen Wege ... das Gute und das Böse!" sagte er.

Eduard mußte am Ende lachen. Es war eine Weile wie eine Erhabenheit im Raume. Auch Hellen lachte schüchtern auf.

Da ging die Erregung Franzens wieder unter.

Die kleine, liebende Mutter strich Franz die dunklen Haare aus der Stirn, die ihm bei seiner fieberhaften Aussprache ins Gesicht gefallen waren, aber ihn nicht weiter gestört hatten.

Er lachte jetzt jäh. Er saß in toller, heißer Weinlaune. Halb Schmerz, halb Wollust beherrschte ihn. Und er blieb wieder lange stumm.

Man tändelte mit den Flittern vergoldeter Äpfel. Man knackte Mandeln und Nüsse.

Es war Weihnachtsfeier.

Franz sah dann in Eduards Augen mit schelmischen Blicken. Und sah herrisch in Hellens Augen hinein. Ein Herr war er jetzt wieder. Er hatte sich längst aus den Trümmern neu zu sich gefunden. Er war jetzt ein würdiges Glied dieser Tafelrunde.

Rühmens und Lobens über Eduards Kunst kam laut aus seinem Munde. Eduard war entzückt. Er sah Franz liebend an. Die Mutter hörte Franzens Worte wie ein Orakel. Und Franzens glimmende Blicke konnten jetzt immer wieder Hellens Augenglanz streifen, die sich an Eduard barg.

Es war eine seltsame Weihnacht.

Man fühlte sich aufgewühlt und gehoben.

Hellen bebte heimlich.

Noch viel mehr, als am Ende die alte Sorgendame aus guter Sitte verfügte, daß Franz Hellen heute in ihre Wohnung heimgeleiten sollte.

Hellen, in einem unbestimmten Gefühl von Duldung und Müdigkeit, ergab sich drein. Weil auch Eduard sich jetzt gescheut hätte, Franz dieses Zeichen brüderlichen Vertrauens von dem Weihnachtstisch zu streichen.

Eduard küßte Hellen auf Mund und Stirn und Hände. Und Franz und Hellen liefen dann durch die Straßen.

Aber in Franz wütete jetzt das Gift immer mehr.

„Dieses Frauenzimmer habe ich angefallen wie ein Raubtier und ihr dann Geld abgenommen ... meiner Mutter habe ich eine unersetzliche Kostbarkeit gestohlen!" begann es in ihm verborgen zu schreien. Er wußte nicht, wie er mit sich fertig werden sollte. Und war doch jetzt Herr und ging hochgereckt.

Hellen ging neben Franz, in ihren Pelzmantel tief eingehüllt. Sie hatte seinen Arm ergriffen. Aber die Kälte machte sie schaudern.

„Warum muß denn grade ich eines andern Geliebte nach Hause führen?" sagte er hart, wie sie eine Weile stumm gegangen waren.

„Aber Franz, alte Damen wie Mama sind doch nun einmal so ... voreingenommen," sagte Hellen wie in einem Zwange oder Traume.

Franz hielt Hellens Arm wie in einer Klammer. Er ging mit harten Schritten, die laut stapften. Er hatte etwas unbegreiflich Tyrannisches und Jähes jetzt. Er sprach schon lange gar nichts.

Hellens Seele war wie ganz in diesen Augenblick zusammengepreßt, wie ein Ding ohne Vergangenheit und Zukunft. Wie ein Nichts fast, das doch eines andern Gewalt jetzt herrisch umspielte.

Sie fühlte fortwährend Franzens Blutwelle durch ihren Ärmel hindurch, und es schien ihr in unbestimmtem

Erschauern, als wenn seine Blutwelle sich mit ihrer Blutwelle ewig zu schaffen machte.

Hellen war plötzlich krankhaft müde. Sie lief neben Franz bald wie im Bannschlaf. Und doch lebten beide schon miteinander ein heimliches Leben.

Wie sie so stapften, schien es Hellen, als wenn kein andrer als Eduard mit ihr ginge.

Franz hatte längst die Verwandlung in sich vollzogen. Er schritt sicher und anmutig, wie Eduard im Glücke schreiten konnte. Hellen träumte jetzt ganz deutlich Eduard neben sich in die Nachtluft.

Franz war einer, der in den Gründen der Seele Bescheid sah. Er fühlte Hellens Traum. Er wurde ganz zärtlich im Gange. Er störte Hellen nicht mehr und weckte sie nicht.

So liefen sie beide wie in schwerer Gebundenheit.

Keine Ausflucht. Auch wie sie längst oben im Atelier saßen, sie auf den Lehnstuhl hingestreckt und in tiefem Dunkel.

Franz hatte ausdrücklich kein Licht gemacht. Im Laternenschein von der Straße her waren sie im Treppenhause emporgekommen.

Bis Franz sich im Dunkeln von der Chaiselongue wieder erhoben hatte und auf sie zukam.

Da schrie Hellen auf. Aber es blieb ein Schrei ohne

Seele. Es hallte nur wie aus einer Steinschlucht, geängstigt und unheimlich. Die Seele war nicht mit erwacht. Sie lag hinter Erstarrung und Zwängen gebunden. Sie träumte von Eduard. Und es blieb dunkel im Raume.

Zehntes Kapitel

In Franz Popjels Blute und Sinnen war Winter wie in einer kalten, zugigen Stadtstraße, so daß er immer irgendwo auf der Flucht schien, um sich zu bergen.

Wenn ihn nicht die Verderbnisse der Triebe unversehens zum Herren gemacht und er dann für sich emporwuchs aus der heimlichen Verkümmerung und sich selber zum Staunen aufragte wie ein über Nacht stattlich aufgeschossenes, giftiges Kraut.

So war er auch vor Hellen Raddas umnachteten Augen aufgewachsen.

Aber er war dann davon geschlichen, wie Mörder davon schleichen.

Hellen war eine Zeitlang heimlich zerrüttet. Der Gedanke an Eduard zerriß sie. Ihre Schmach schrie in ihrer Seele. Stumm und hart lag diese Schmach in ihr. Sie hätte die Worte nie im Leben finden können, die ihre Schmach in Eduards reine Seele ätzten. So trug sie das Heimliche, unbegreiflich scheu und

demütig geworden. Und hütete fast mit jäher und krankhafter Sucht die Reinheit der Flamme, die in Eduards Liebe noch immer ganz ungestört für sie brannte.

Und es wechselten wieder schallende Feste in den Sälen der Reichen mit stillen Stunden klingender, jauchzender Arbeit der beiden. Und das stumme Wesen der Zeit verschluckte fort und fort Ziel und Geschehnis. Und alles gelebte Leben blieb noch immer nur wie ein Echo von Gutem und Bösem zurück.

Draußen war Winter. Und in Franz Popjels Blute und Sinnen lag es grau in grau und windig und jämmerlich.

Franz hatte einen Ausweg gefunden. Er wohnte jetzt nicht mehr mit Mutter und Bruder zusammen. Er hatte mit aller Bestimmtheit erklärt, daß das Musizieren im Hause ihm das Arbeiten unmöglich mache, und daß er der Universität näher sein müsse.

Franz sprach das alles vor der Mutter mit vollem Gewicht.

Wer in diesem Augenblicke die steinmodellierten, harten Manneszüge, die bleich und grau, mager und verzehrt waren, genau angesehen, wenn Franz die Gründe hervorsuchte, die ihn zwangen, aus Rücksicht für die Seinen ganz frei zu werden, der hätte das na-

türlichste Begehren und die volle Wahrheit nicht anzuzweifeln gewagt.

Es sprach die Wahrheit daraus, daß ihn daheim von den Wänden die eigenen Lügen anschrieen. Daß er die Lüfte, die um die kleine alte Dame mit dem Seidenhäubchen wehten, mit greulichem Staube erfüllt fand, der seine Augen ewig tränen machte. Daß aus der verschlossenen Tür zum Vaterzimmer Gestalten in seine offenen Augen huschten, schwarz und greulich und hager wie Gerippe mit Krallenfingern, die sich an ihm rächten wie die Totengeier am Aase.

Das war einfach für ihn nicht auszuhalten.

Warum sollte er sich schwach machen lassen? Warum sollte er immerfort nur kriechen? Wenn er jetzt nur von ferne Hellens Schritte hörte, warum sollte er in der Luft wie verworfenes Gelächter kichern und höhnen hören? Warum, wenn er wähnte, daß sich Hellen nahte, sollte er es leibhaftig ertragen, daß ihm eisige Hände ins Gesicht schlugen und Münder ihn anspieen?

In Franzens Erschöpfungen waren allerlei unsinnige Vorstellungen mit im Spiele.

Manchmal machte er sich auch Vorwürfe, daß er diese Vorstellungen noch lüstern übertrieb.

Es waren Selbstquälereien, die sich einstellten, wenn

er nach seinen nächtlichen Gängen wieder daheim an der alten Stätte sich ganz ins Nüchterne zurück geschlafen, wo er einmal als reines, unschuldiges Kind gelegen.

Jedenfalls hatte er mit aller Bestimmtheit der ängstlichen Frau Popjel erklärt, daß er für sich zöge.

Und weil es auch Eduard hoffnungsvoll dünkte, daß Franz endlich einmal ans Examen dachte, so saß Franz jetzt in einer entfernten Straße im Norden oben im vierten Stock mit Gesindel, das zu ihm paßte.

Dort oben auf der Bodenhöhe wohnten einzelne, kleine Leute.

Ein junger Kerl, der ein Schlosser war, grüßte Franz bei den ersten Begegnungen fast ehrerbietig, weil Franz ihn sofort mit sicherem Blicke umgarnt hatte. Der Mensch war vor Franz gleich sehr ergeben, als wenn er in ihm seinen Meister sähe.

Eines Abends kam er sogar unversehens in Franzens Zimmer. Gerade in dem Augenblicke, als Franz auf dem Rande seines Bettes saß, noch vertierter und dumpfer, als er je vor der Mutter Augen sich aus schwerem Schlafe brütend zurecht gefunden.

Aber Franz ermannte sich gleich, als der junge Badura sich in der Tür zeigte. Er bildete sich sogar ein, eben von diesem Menschen geträumt zu haben.

Das durchzuckte ihn wie eine Lockung, machte ihn

ganz wach, und er zeigte sich der gutmütigen, zutraulichen Rede Baduras gleich ganz willfährig.

Badura war ein schlanker, kleiner Mann, straff wie aus Stahl, und hatte blaue, angenehme Augen. Wenn er sprach, sah er oft weg, und er suchte das Gedachte aus Erdboden oder in den Giebelfenstern. Manchmal versuchte er es auch in einer momentanen Ungeschicklichkeit mit der Hand zu erschnappen, wobei Franz erkannte, daß seine Hände groß und häßlich waren, spinnenlang und unsicher und scheu. Und daß der Mund mit dem dunkeln Bärtchen und den sehr roten, mädchenhaften Lippen unversehens ein paar Augenblicke zuckte und stotterte.

Das alles mutete Franz empfindlich an.

In Franzens Augen vollzog sich dabei eine tiefe, sonderbare Überlegung.

Man muß wissen, daß Franz sich sehr scharf auf die harten Wahrheiten dieser Welt verstand, die im Fleisch geschrieben stehen. Das Blut summte ihm jetzt die Melodie einer solchen Wahrheit und machte daraus gleich eine ganze, lange Geschichte.

Aber Franzens Stummheit störte Badura durchaus gar nicht in seinen Einfällen.

Er begann ihm unbedenklich allerlei aus seiner Privatwerkstätte zu zeigen.

Nämlich Privatwerkstätte, das sagte Badura lächelnd wie ein Mädchen, wobei seine blauen Augen nur ganz schüchtern glänzten.

Das gab Franz sogleich volle Behaglichkeit.

Franz hatte ohne alle Erklärung verstanden, daß damit die kleine Bodenstube gemeint war, darin Badura dann und wann schon am sehr frühen Morgen heimlich hämmerte.

Badura arbeitete eigentlich in einer großen Werkstatt in einer Fabrik. Aber er zeigte jetzt Franz kleine Erfindungen, die er nur so zum Spaße für sich gemacht hatte. Feine Kunstschlösser.

Wunderbar wie die sanften Augen des jungen, mädchenhaften Diebes glänzten, während er sich mit den feinen Schlössern zu schaffen machte.

Franz verstand sofort alle seine Erklärungen und fühlte eine heimliche Lockung. Es kroch ihm wie eine Höllenfreude ins Blut.

Sie hantierten dabei so nahe beieinander, Leib an Leib, daß sie ihre Körperwärme durch die Kleider fühlten.

Baduras lange Spinnenhände, die die zierlichen Stahlgewerke der Schlösser sicher auseinander legten, schienen gar nicht der Seele zuzugehören, die aus seinen hellen Augen lachte.

Vielleicht hatten die Hände die Seele erst zum Diebe gemacht.

Überhaupt lag in Badura etwas Unsagbares.

Franz fühlte sich sonderbar betroffen. Und völlig zu ihm hingezogen.

Die Natur hätte die Stimme dieses Menschen nicht sanfter bilden können.

Badura erklärte, als wenn er Wunder beschriebe.

Und Franz fühlte dabei auch, daß er allerlei nebenbei mit verriet. Daß er recht eigentlich und ganz heimlich von Dingen sprach, die sie gemeinsam ausführen würden.

Badura hatte dann auch Prägstöcke für Münzen aus seiner Dachstube herüber geholt.

Alles das war wie ein offenes Geheimnis aus seinen feuchten, roten, sanften Lippen gegangen.

Und Franz waren dabei Aussichten erstanden. Und er war bald mit Badura auf einem Streifzuge.

Hart lag der Winter in den Straßen. Es war eine wahre Verwirrung. Der Schnee war in schüttenden Massen gefallen. Die Kärrner der Stadt wußten seiner gegen eine Dunkelnacht nicht Herr zu werden.

In dieser Nacht war es schon zum zweiten Male, daß Franz einen Weg nach Westen ging, eingewickelt in fremdes Kleiderwerk, und in einen vornehmen Gar-

ten über den Eisenzaun einen Sprung wagte. Nicht anders wie ein Somnambuler wußte er die Wege der Hauskatze zu schleichen und hatte mit Spannung auf die Läden eines Balkons gehorcht und gespäht, der dann nur ein flüchtiges Geräusch gegeben.

Franz war in dieser Nacht gleich in seine Bodenstube zurück gekehrt. Er hatte es durchaus vermieden, mit Golde noch auf dem Spieltisch und unter den Dirnen herum zu werfen.

Er hatte sehr zufriedene Träume gehabt. Er hatte im Schlafe gelegen wie nach einem ruhmreichen Werke.

Auch am andern Tage quälte ihn gar nichts. Große Ruhe und Herrschaft im Blute fühlte er.

Und er war fein säuberlich nur in die Popjelsche Wohnung gelaufen. Er hatte vor der kleinen Frau Popjel gestanden, sie zärtlich streichelnd, und als wenn er ihr jetzt zeigen wollte, wie geordnet er wäre, und wie gut er Zeit und Geld angewendet. Er bat um gar nichts. Er erzählte mit Überzeugung von den Vorbereitungen des Examens, das er nun endlich machen würde.

Nur mit Eduard und Hellen vermied er zusammen zu treffen.

„Grüße Eduard!“ sagte er hastig, als nur ein Schat-

ten von Geräusch ihn anwehte. „Meinetwegen auch Hellen, die Reine!“ sagte er. Und ein grelles Gelächter brach ab, verschwand wie ein trocknes Gespenst. So daß sein geängstigtes Auge noch einmal wieder mit Demut der kleinen, liebenden Mutter in die Augen sah.

Elftes Kapitel

Heimlichkeiten lassen sich für manches Blut schwer ertragen. Heimlichkeiten sind Schatten, die im Blute umgehen. Das Blut sehnt sich, sie in Licht zu verwandeln.

Aber manche Heimlichkeit muß ertragen werden. Da gab es auch für Hellen kein Besinnen.

Wenn Hellen in ihrer Einsamkeit zurück sann, sehnte sie sich, ohne Erinnern zu leben, wusch und wusch sie das Schweißtüchlein ihrer heimlichen Schmach und Schmerzen.

Aber vor Eduards Blicken ging aus der Höhle des Grams und der Vernichtung ein Hauch reiner Himmelsgeschenke, gab sich nicht ein zufrieden strotzendes Leben, sondern ein Streben und Ersehnen und Erringen und Werden ins Licht, eine inbrünstige Genugtuung, ihm zu dienen, und die Stimme des Grams mit liebender Tat zu übertönen.

Hellen war in der Zeit bis gegen den Frühling ein ganz verwandeltes Wesen.

Das Kühle und Gläserne ihres Blickes und ihrer Geste schien schmiegsam und edel gebeugt, demütig und stolz. Die Augen hatten den Glanz von hellem Wasser noch immer. Aber sie waren groß geworden, lagen voll Erstaunen. Und die kleinen, geschwungenen, hellbraunen Flügel der Brauen zitterten oft von verhaltenem Leben. Der Mund lag fein geschlossen, aber so lieblich nur auf einander gelegt die Lippenränder, als wenn sie sich noch in Liebe auf Eduards breite Lippen legten.

Hellen war kaum wieder zu erkennen, so hatte Schmach und Liebe sie verwandelt.

Auch ihre Kunst hatte sich erschlossen, wie Knospen sich erschließen zu vollem Leben.

„Wer ohne die letzten Geheimnisse das große Wunder wecken wollte, wäre ein Tor!" sagte sie oft mit Eduards Worten, stolz auf ihn lauschend, wenn er neben ihr aufragte und mit seiner Geige sang. Und ihre Seele das Wunder wähnte.

Und wunderlich auch: Hellen wurde allmählich der Erinnerungen Herr und ließ sie hinter sich. Als wenn etwas nicht gewesen wäre, und das Blut Macht hätte über das Tote. Die Minuten gelebten Wahnes und niederer Verlockung schwanden völlig aus ihrem Besinnen. Sie besann sich nicht mehr, einmal ohne Licht

in der Tiefe den Zwang kalter Grüfte in ihrem Blute beleidigend genossen zu haben. Sie lebte wieder nur die freie Macht, die das tätige Leben ihr täglich neu aus Licht und Tönen und aus Eduards zutraulichen Blicken zuführte.

Hellen genas auch gegen Franz.

Franz stand nicht mehr als ein böser Schatten irgendwo. Seine Macht war zerronnen wie ein Gespenst, sodaß der leere Pelzflausch allein noch zum Ausklopfen auf der Stange hing, der einmal wie ein Unhold geschienen.

Als Franz einmal zufällig noch bei der Mutter stand, wie Hellen ins Haus eintrat, war nur plötzlich ein tiefes Mitleiden in ihr heiß und ohne Erinnern aufgestiegen.

Franz war wie ein feiner Herr gekleidet. Hellen grüßte ihn freundlich.

Und Franz verbeugte sich wirklich, von der gütigen, freien Reinheit überwältigt. Er küßte ihr die Hand, was er nie im Leben je getan hatte. Er verbeugte sich auch bei ihren schlichten Worten, bei denen sie ihn kindlich ansah. Er fühlte ihre sanfte Rede, die von nichts Wichtigem, nur von seinen Studentenhoffnungen plauderte, wie einen weichen Flügelschlag, fühlte sich ergeben und klein gemacht und wußte nach der

Begegnung mit Hellen den Weg zu sich in langer Zeit nicht zurück zu finden.

Übrigens hatte Franz dabei durchaus seine Haltung bewahrt. Er war ja doch auch in dieser Zeit ein sicherer Herr geworden. Er hatte auch versucht einen Blick anzunehmen, der verriet, daß er Arbeit wußte und Ziele sah.

In dieser Zeit war Franz auch öfter in den Klub gelaufen, wo man ihn sehr liebte. Er hatte immer viel Geld zum Vertun und Verspielen mitgebracht.

Baron Vogelsang hing wieder an ihm. Eine Weile hatte Vogelsang Franz nicht vergeben können, daß er den jungen Oliven ihm vorgezogen.

Oliven war ein übermäßig schlanker, spitzer, gefälliger Mensch, braun im Gesicht wie ein Indianer. Der immer lustig sein konnte, und eine Leidenschaft hatte, Jongleurkünste zu treiben. Daneben auch ein ausgezeichneter Chemiker und unter seinen Kommilitonen wegen seiner Gescheitheit sehr angesehen.

Aber Baron Vogelsang hatte sich jetzt neu überzeugt, daß in Franz eine ganz verrückte, geniale Seele steckte, wie er sich lachend auszudrücken pflegte.

Man machte oft Ausfahrten im Automobil und dergleichen, weil einige Vorfrühlingstage hinausgelockt.

Da war es in einer Nacht im März.

Auch Franz hatte mit den jungen Tänzerinnen gespeist, deren eine mit Baron Vogelsangs Gelde eine reizende Wohnung inne hatte. Die jungen Männer hatten Tollheiten getrieben. Oliven hatte mit Ananas, Orangen und Perlen über dem Tische voller Weinkelche seine Jongleurkünste gezeigt. Man saß in entzückenden, losen Kostümen.

Auch Franz war im Frack erschienen.

Der Speiseraum war von erlesenem Geschmack. Die Wände einfarbig purpurn. Die wenigen Möbelstücke, eine Kredenz und ein weites Buffet waren von hellem, altem Rosenholz. Die Tischplatten von schwarzen Mohren mit goldenen Schürzen getragen. Lange Orchideenzweige standen da und dort aus Krystallkelchen ragend.

Er war ein schwüles Arom im Raume. Das gleichmäßig an der kassettierten Decke verteilte Licht gab einen lichten Dämmer. Und junge Männer- und Frauenstimmen lärmten durcheinander, lachten und kreischten und kicherten.

Da war es plötzlich am Schlusse des Mahles über Franz gekommen wie eine herausfordernde Verachtung.

Franz hatte einen Streit richtig vom Zaune gebrochen.

Er war mit Oliven über Frauenkleider an einander geraten, und hatte unversehens die Parfums der anwesenden Damen getadelt und ihren Geruch gemein und niedrig genannt.

Es mochte sein, daß er in diesem Augenblicke die ganze Atmosphäre stechend und abstoßend empfunden.

Jedenfalls hatte er gleich eine Miene angenommen, als wenn er das Fest verlassen wollte.

Weil seine schroffen Bemerkungen bei Olivens blonder Geliebter zu Tränen und bei Vogelsangs zigeunerischer Hetäre zu drolligen Verhöhnungen geführt hatten, so hatte sich Franz in seiner augenblicklich aufquellenden, inneren Bestürmung gar nicht mehr halten können. Er hatte geschrien, daß er lieber in einer Kneipe mit Bauerndirnen und Dienstmädchen, die heimlich von der schweißigen Arbeit von Hause gelaufen und nach Fleisch und Lüsternheit röchen, als mit solchen künstlichen Puppen sich amüsieren möchte. Dann war er hinaus gelaufen und hatte die Tür in seiner Zornanwandlung hinter sich zugeworfen.

Was ihn überfallen, wußte er selber nicht. Es war Nacht. Er lief auf den Stadtstraßen.

Aber seltsam genug, daß er nicht einen Weg wußte, wohin zu gehen? Nur fühlte er, daß er es im Blute hatte, was ihn am reichbesetzten Tische der zigeune-

rischen Hetäre und in der Gesellschaft der Klubfreunde angewandelt, ihn zum Streite und zu Schmähungen hingerissen und jetzt weiter in die Irre brachte.

Der Mensch ist ein Ding, das Speise und Trank zum Schlüssel seines Lebens braucht, und Sonnenstrahlen, die es warm durchdringen, damit es im Lichte wandeln kann. Aber der Mensch ist auch ein Turm, mit seinen Grundfesten tief in die Zeit hinein gebaut. Auf allerlei vergrabenen Schätzen und versunkenen Götterbildern ruht sein Bau. Und die Kämpfe, die in ihm wühlen, können weder Wein noch Speise, weder der Mond noch die Sonnenstrahlen in Harmonien verwandeln.

Da ist ein Wirken und Geschehen und Schicksal, das sich seine Wege aus der tiefsten Tiefe ans Licht sucht wie brennende Lava, die das Innere mit lebendigem Feuer ausfüllt und die Umgegend mit Feuer überschüttet.

So ging es in dieser Nacht aus Franzens Blicke heraus gleich wie sengende Funken.

Der Abscheu hatte ihn erschüttert. Die Sehnsucht zerriß ihn.

Wenn er jetzt irrte und nichts sah, was in den grauen Nachtstraßen um ihn war, so waren es Schreie, die sich in ihm aufrangen.

Er war lange nicht daheim gewesen. Seine Schritte wurden hastig. Er dürstete nach einem Tranke reiner Luft. Er lief, was er konnte.

Er war in die Straße gekommen, wo die Wohnung der Seinen lag.

Oben im dritten Stock im Zimmer seiner Mutter schien noch Licht hinter den Vorhängen.

Franz stand ewig unten auf der Straße. Er starrte sehnsüchtig in die Höh. Er sah jetzt einen Schatten gegen das innere, warme Licht. Es deuchte ihn, daß er die gebeugte Gestalt der kleinen Frau Popjel unterschiede.

Wie von einem Zapfen kalten Eises floß Gefühl von Franzes armer, dürrer Seele.

Der Kampf, den Franz jetzt führte, hinauf zu gehen, schien ihm lächerlich. Weiche Gefühle galten ihm einen Fluch. Er war zu sich gekommen, versuchte neu Haltung zu nehmen, und schritt wie ein feiner Herr weiter, stolz den Stock auf den Rücken gepreßt, und das Monokle, das er unter den Klubfreunden getragen, aus verächtlicher Anwandlung wieder ins Auge gekniffen.

So spazierte er weiter und bog in die Promenade.

Es war eine Vorfrühlingsnacht. Die Erde roch stark. Das betäubte ihn sogleich neu, sodaß das Monokle wieder achtlos seinem Auge entglitt, und er in die alten Schmerzen neu gebunden war.

Wenn man Franzens Herz in diesem Augenblicke hätte anpacken und aus der Umklammerung hätte herausreißen können, so wäre es einem in den Händen geblieben, das hämmernde, zuckende Herz eines Schwermütigen, der nach seiner Jugend und seiner Menschlichkeit irren und suchen ging.

Franz war wieder in die Stadt eingebogen.

Es kam ein Leichenzug. Sonst war die Nachtstraße ganz leer. Schmucklos und kahl stand ein gewöhnlicher Brettersarg auf dem Leichenwagen. Ein Selbstmörder mochte in dem Brettersarge liegen. Ein paar gewöhnliche Arbeitsleute hasteten mit den Pferdetritten um die Wette. Die Pferdehufe trappten dumpf und eilig. Der Wagen gab ein dumpfes Rollen, das sich rasch im trüben Straßenschlunde verlor.

Ein langes, endlos langes Gefühl begann Franz ganz auszufüllen, ein vollständiges Umwobenwerden der Sinne und der Seele, wie wenn es kein Entrinnen gäbe nah und weit, tastend und greifend in die graue Nachtluft und hoch über Häuser und Zinnen in das hoffnungslose Dunkel.

Er hatte das Haupt erhoben, um aufzublicken. Es war eine Nacht ohne Raum. Die schwelende Dämmersphäre der Stadt schloß sich ganz nahe über den Häuserzinnen. Es blieb ewig diese enge Kapsel, in der er saß

wie ein Kern in drückender Schale, selber nur lebend, um dieses lange, einzige, hoffnungslose, unentrinnbare Gefühl des Begrabenseins in Grüften auszukosten.

Franz hatte lange im Sinnen dagestanden. Erst eine fremde Hand mußte ihn schütteln und wecken, so daß er sich zuerst fast bedroht sah, weil er völlig in einer andern Welt gebunden gewesen.

Aber es war keine Gefahr. Badura schüttelte seinen Arm.

Badura war auch als feiner Herr gekleidet wie Franz. Auch er trug einen Zylinder und lachte wie ein Mädchen. Und er sprach jetzt so sanft, wie wenn er eine Beichte täte. Er erzählte Franz sein Vorhaben und wünschte mit ihm weiter zu gehen.

Der fremde, harte, unbeugsame, herrische und ablehnende Franz lachte mit Schärfe, wie es Badura längst von ihm gewohnt war und wies den Kameraden auf seinen Weg weiter. Das alles nur so leise hin in der Finsternis der späten Nachtstunde, die auch Franz auf seine Weise noch in ihrer Klammer fest hielt.

Ein gemachter Gruß beider, die ihre Zylinder tief abnahmen vor einander, machte dem Flüstergespräch wie in einem Schauspiel ein Ende.

Franz war hart umklammert. Gefühle, die wie der Tod sind, können sich nicht von einer Straßenecke zur andern lösen.

Um Franz war nur ewig jetzt ein dumpfes Trappen der Pferdehufe und ein dumpfes Rollen, als wenn der Tod Straße um Straße, Ecke um Ecke mit ihm vorwärts zöge.

Franz war tief geängstigt. Er war auf seinem Irrpfade wieder in die Straße gekommen, wo oben im dritten Stockwerke das Fenster von Frau Popjels Zimmer lag. Jetzt nur noch beglänzt vom äußeren Laternenschein. Die kleine gebrechliche Frau schien nun zu schlafen. Innen war Tiefdunkel.

Die Angst schlug Franz jetzt jäh mit Zittern und Klappern der Kiefer. Er hatte keine Macht über sich. Weil er den Haustürschlüssel immer im Rocke bei sich trug, hastete er die Treppen zur Popjelschen Wohnung empor. Er stand ewig vor der Korridortür und bebte und horchte.

Es war tiefe Nacht. Wenn er jetzt eingedrungen wäre, wäre er wie ein Dieb auf Schleichwegen gekommen.

Am Ende schlich er die Treppen wieder sorglich nieder. Und lief in seine Wohnung. Und fiel in einen ehernen Schlaf, darin Selbstmörderscharen ihn anwehten

wie im Wirbel bei schwerem Flockenfall, und das tod-
bleiche Gesicht seiner Mutter fortwährend flehend auf
ihn gerichtet im Raume stand.

Zwölftes Kapitel

Vater und Mutter sind ein schwacher Halt in diesem Leben. Vater und Mutter sind uns im innersten Ursprung geheimnisvoll verbunden, nur ein wenig näher wie alle Dinge der Welt. So nahe wie Zweige dem Äste, aus dem sie ins Licht drängen. Oder so fern auch wie die Blüte der Wurzel.

Wen die Dinge rings, die alle Lebensquellen sind, nicht halten und tragen, die großen Mütter auch von Vater und Mutter, dem werden auch Mutter und Vater weder Stärke noch Stolz ins Blut bringen können. Und er wird nicht wie eine Flamme sein, die dem Winde zum Trotz aufrecht brennt. Oder nicht der junge Blütenzweig, der sich dem Frühlingslichte sehnsüchtig entgegenstreckt. Krumm und verdorben werden seine Gänge einherkriechen.

Aber Vater und Mutter sind doch Mächte aus der Tiefe der Zeit.

Einmal, daß die einzelne, kleine Menschenseele wie ein fernes schütterndes Dröhnen heimlich den ehernen

Klang vernimmt, was für tragende Gewalten Vater und Mutter ihrer Dürftigkeit und Armut seit dem ersten Lebensschreie bedeuteten.

Einmal, daß es ganz öde und trostlos um die vereinzelte Seele hallt, wie wenn die Stützen ihres sicheren Fahrzeuges plötzlich im Nachtsturm brechen, und die Welt unversehens eine große Wasserwüste scheint, nur durchfegter Raum ohne Gnade, nur springende, wälzende Wogenungetüme, die uns wie wildes Getier anspringen. Die uns nicht schonen werden, wenn wir nicht unsere letzten einsamen Kräfte im Kampfe auf Tod und Leben vergeuden.

Vater und Mutter sind mehr wie nur zärtliche Namen.

Vater und Mutter sind wie Sonne und Sterne.

Vater und Mutter, das wird nicht aufhören wie eine Sphärenmusik im Blute zu klingen.

Und wenn diese Sonne einmal untergangen, wenn die Sterne erloschen sind, werden wir unsere Seele verdunkelt fühlen, unser Gemüt vereinsamt. Unsere Bestimmungen in der irdischen Welt hart auf uns selber gestellt. Werden wir uns aufgerufen fühlen wie Kriegsleute auf Todesposten und von einem höchsten Glücke entblößt und verarmt.

Franz war zwei Tage nicht groß aus seiner Boden-

stube heraus gekommen. Er hatte in diesen Tagen wunderlicherweise in einer philosophischen Vorlesung Zuflucht gesucht. Sonst hatte er in einer sonderbaren Erstarrung, gleichsam in einer Art heimlicher Erwartung vor seinem leeren Arbeitstisch gehockt, als wenn in dieser seltsamen Lage keinerlei Tun recht verlohnte.

Da war endlich am Abend dieses sinnlosen Tages von Eduard ein eiliger Bote zu Franz gekommen.

Wer Eduards Schrift kannte, mußte gleich stutzig werden.

Eduard hatte feste Züge sonst. Garnichts Unruhiges. Auch wenn seine große Hand eilig über das Papier sprang. Seine Schrift war leicht und frei hingeworfen, gleichmäßig groß ohne alle Schnörkel. Kein Zug, als hätte der Schreiber je an Nebendinge gedacht.

Franz erkannte an diesem Abend sofort, daß eine mächtige Unruhe in Eduard der Zeichen kaum Herr geworden.

Man muß sagen, daß Franz dabei einer eigentlichen Besinnung gar nicht mehr bedurfte. Es deuchte ihn in diesem Augenblick, als wenn er Stunde um Stunde hinter verschlossener Tür mit Gesichten im inneren Blick nur auf diese zitternden Zeichen Eduards gelauert hätte.

Franz war nicht Stein. Der Strom Blut in ihm

rann hastig und jäh und in Leiden. Aus seinem Blute kroch die ewige Trauer in seine Augen. Die fahle Blässe seiner Gesichtszüge, die eiskalte, bleiche Sorgenstirn erzählten keine Fröhlichkeiten. Sein Lachen hatte längst nur wie aus einem Maskengesicht heraus geklungen.

Und Eduards Brief traf jetzt einen sehr in sich verstrickten, heimlich bedrohten Menschen, der schon lange sich zwischen Bettrand und Schreibtisch mühselig in sich hinein horchend herum gedehnt. Und der gewähnt hatte, auf irgend etwas, auf das Schlimmste gefaßt zu sein.

Aber Eduards zitternde Zeichen erschreckten den bleichen Franz doch zuerst bis ins Mark.

Nur machten sie ihn unerhört entschlossen. Als wenn er mehr wüßte, als der Schreiber dieser zerrissenen, schiefen Zeilen, die von der kleinen, gebrechlichen Mutter Popjel sprachen.

Es waren nur wenige Worte. Franz hatte sich die Worte gar nicht weiter richtig angesehen.

Er sah nur gleich wie leibhaftig den braunhaarigen, ratlosen Eduard vor sich, in hoffnungslosem Insichsuchen in der Popjelschen Wohnung hin und hergehen. Manchmal wie ungezogen aufgebracht wider alle Wirrung, die um ihn daheim plötzlich aufgekommen. Und die er nicht stillen konnte, weder mit Worten noch

mit Tönen. Weil Töne und Worte plötzlich ganz allen Sinn verloren hatten.

Das alles sah Franz sofort leibhaftig vor sich.

Und er gewann große Ruhe. Er tat sogleich einen Anzug an, der ihn ganz nur zu einem schlichten Studenten und zu dem Franz machte, der Frau Popjels Sohn war.

Um Franz lag gleich eine Atmosphäre, wie wenn er keines Rufes bedurft hätte, wie wenn er das Schicksal längst hätte trappen und rollen hören, mit dumpfen, eiligen Schritten.

Franz lachte. Aber ganz nur entsetzt. Ganz nur, wie ein guter Sohn lacht, den die Schrecken vor dem Tode lachen machen. Seine Augen sprachen es längst, daß Beten und Weinen nun nichts weiter helfen würde.

Er wußte es jetzt, daß er diese ganzen Tage eine feine Witterung gehabt.

Und er war zufrieden. Er hatte sich die ganze Zeit nicht besudelt, seit der Leichenwagen durch die Straßen zog. Schon vorher in der Nacht war es gewesen, daß in ihm etwas wie eine Drohung oder auch wie eine Verheißung aufstieg.

Er hatte ja damals auch vor der Mutter Wohnung gestanden. Er hatte das schlafende Leben der Seinen wie Gewissenshämmer durch die Wände pochen fühlen. Und er hatte gezittert einzutreten.

Wäre er nicht Franz Popjel gewesen, er hätte sich jetzt Vorwürfe gemacht, nicht schon dort dem Rufe seiner Inbrunst gefolgt zu sein.

Franz sah jetzt hart in den Lauf der Dinge.

Er lachte wieder, weil er an Eduard dachte, der in Sorgen des Lebens linkisch und zerfahren war. Der edle, kindlich heitere Musiker, der in der Welt klingender Hirngespinste ein Meister war. Oh! die Schrift verriet ihn jetzt. Eduard hatte in Angst und Bedrohung geschrieben. Mutter Popjel war erkrankt.

Franz fühlte jetzt hart, daß er mehr wußte, als nur diese kindliche Angst und Bedrohung. Franz hatte gleich eine ganz klare Schau, daß sich etwas für Eduard, aber vor allem für ihn selber vollenden müßte.

Ja, nur für ihn.

Eduard hatte der Mysterien nie ausdrücklich bedurft, die von irgendwo aus völligem Dunkel sich auf den Menschen niederlassen.

Eduard hatte zwei große Bündnisse in dieser Welt, die ihm Halt und Kraft gaben. Die Musik. Und Hellen, die demütig Liebende, die wie ein weicher Schatten um ihn ging.

„Nun ist dem geistigen, kindlichen Jungen plötzlich ein tolles Wild in sein Gehege gebrochen,“ lachte Franz vor sich hin.

Franz stand vor dem Spiegel. Er legte sein schlichtes, dunkles Haar ganz an die Schläfe. Er richtete sich her wie zu einer Feier. Er sah sich tief ins Auge. Und es deuchte ihm dabei lange, als sähe er in seiner Mutter Auge und auch in seines Bruders Auge tief hinein.

Seine Augen lebten ein ganz sanftes, stilles Leben, sahen entschlossen aus, und lachten einander an, weil plötzlich auf sie Verlaß schien.

Es war nur ein flüchtiges Spiel von einer Minute. Denn jetzt erst suchten Franzens Gedanken in den Schriftzügen Eduards den vollen Sinn dessen, was der Bruder eigentlich mitgeteilt.

„Die geliebte Mutter macht sich in ihren schweren Fieberträumen nur Schmerzen um Dich," schrieb Eduard. „Komme um alles so rasch Du kannst an ihr Krankenbett!"

Das war alles, was außer der Mitteilung von der schweren Erkrankung in Eduards Briefe geschrieben stand.

„Du wirst dort sein, und ich hier," redete es aus Franzens Munde Worte, die wie Erwägungen klangen.

„Du wirst zerfließen wie ein guter Sohn in Schmerzen oder wie eine untröstliche Frau," sagte er vor sich hin. „Auch mir wird es ein Verhängnis werden!" sagte er und verlor sich ins Träumen.

Dann legte er ruhig Feuer in den kleinen Ofen seiner Giebelstube. Und er klappte auch ein Bibelbuch auf, das ihm die kleine Frau Popjel heimlich in seine Stube gelegt, und das er nie bisher angesehen hatte. Er las die ersten besten Zeilen.

„Man wird Weinberge pflanzen zu Samariä. Pflanzen wird man und dazu pfeifen".

„Nein," sagte er, „anders wird es klingen wie Spiel und Freude. Aber es wird nicht weniger gut sein!"

Und es war in Franz richtig wie eine Heiterkeit gekommen. Er schien wie ein Delinquent, der zum Tode verurteilt ist. Und der hinter den Greifbarkeiten seiner groben, irdischen Sühne sich die Tore der Seligkeit aufgetan erwartet.

So ging Franz Popjel an der kleinen Frau Popjel Krankenbett.

Und so saß er bald stumm und auf der Mutter schwache, jagende Atemzüge lauschend einsam im Krankenzimmer.

Eduard Popjel war Franz schon im Korridor entgegen gelaufen, die Augen von Tränen gerötet und ganz geduldig, als wenn Franz ein Höherer wäre. Ganz sonderbar gleich in Franzens Banne, weil Franz bleich aber wie unerschütterlich eingetreten.

Auch Hellens Augenglanz verriet Tränen.

Franz erschien beiden, die liebend und zerrissen waren, wie wenn eine Hoffnung und ein Meister der Weisheit ins Haus träte.

Und Franz hatte dann gleich der Mutter zerbrechliche Sorgenhand gehalten, die im Schlafe oder in sonst welcher Gebundenheit zuckte.

Die Augen der kleinen Frau Popjel lagen unter zerrunzelten Augenlidern. Sie vermochte lange die welken Lider nicht zu erheben. Wer weiß, wohin ihre Blicke jetzt schon wanderten?

Aber Franz wußte, daß ihre Sehnsucht noch immer mit heißer Glut ans Leben gebunden war. Der alte, faltige Mund flüsterte Worte, die auch ihm jetzt alles verrieten.

Eduard war mit ans Bett der Mutter getreten. Franzens dunkler Blick streifte ihn wie ein Verwundern. Da war Eduard zu Hellen zurück gegangen und hatte Franz mit der Mutter allein gelassen.

Nun stand Franz stumm am Bette aufrecht und sah einsam auf die feinen, dürren Lippen, die flüstern wollten und doch ohne Ton sich bewegten.

Frau Popjel war seit Tagen erkrankt. Er sah jetzt, daß nicht mehr viel Zeit war. Er fühlte jetzt wie eine unbegreifliche Feier. Vieles hatte sich erst vorher begeben müssen. Nicht eher hatte er dem Rufe seines

Schicksals folgen dürfen. Und es tat ihm wohl, daß ihn niemand eher gerufen. Jetzt war er gekommen, wie ihre und seine Seele es heimlich begehrte.

Wer Franz an der kleinen Frau Popjel Bette sitzen sah, sah einen Mann, der sinnlos liebend und ohne alles Begreifen das Opfer ansah, das er gebrauchte. Als wenn der Tod, der jetzt im Raume sein Werk tat, die schwarzen Vorhangsfalten vom Allerheiligsten plötzlich zerriß, daß sein Auge ins Licht sah.

Eduard kam wieder. Er sah, daß die Mutter noch immer in ihrem gebundenen Zustande lag. Und ihre Hand in Franzes beide Hände wie eingekrallt auf den Bettrand sich stützte.

Franz hörte Eduard nicht. Er fühlte Blutwelle an Blutwelle. Er brauchte nichts als das stille, heiße Einvernehmen mit der Seele, die hinstarb. Er wußte auch, daß Seele und Gram der Mutter noch zitterte und lebte, und daß ihre Träume noch im geheimen Spiel um ihn gingen.

Eduard war eine Weile leise hin und her gegangen und hatte von neuem das Krankenzimmer verlassen.

Und Franz fühlte, daß aus dem Auge der Mutter, an dem Tore der Ewigkeit aufblickend, eine Kraft emporwuchs, noch von keinem Chemiker ausgespürt, die sein bisheriges Leben greifen, es schütteln, es um und

um zerwühlen und verwerfen und ihn vernichten würde wie Ozeanstürme und Wogen ein geringes Wrack.

Frau Popjels Augen waren jetzt schon groß aufgetan und sicher auf Franz gerichtet.

Die Mutteraugen sahen ihn lange an.

Es waren noch immer der kleinen Sorgendame sanfte Augen. Nur schien die Güte und Sanftheit darin unermeßlich tief. Und die Frage, die aus diesem weiten Brunnen aufstieg, schien Franz wie eine ewige Frage ohne Ende.

Franz hatte unter der Last dieser Frage seinen dunklen Kopf tief niedergebeugt. Er hatte die schwache, zitternde Hand der Mutter aus seiner Hand entgleiten lassen. Er saß wie ein reuiger Sünder abgewandt auf dem Bettrand unter den sehnsüchtigen Blicken, die sich in dieser Stunde nur noch für ihn weit aufgetan.

Die zitternde Hand der Mutter tastete jetzt nach ihm. Er wagte nicht wieder die Hand zu ergreifen, weil die Blicke der Mutter unbarmherzig unter den Lidern hervorwuchsen. Die Mutteraugen schienen ihn jetzt anzuschreien.

„Du hast Deines Vaters Gedächtnis besudelt, Du frecher Dieb!“ schienen sie zu rufen..

„Du hast Deines Bruders Seelenglück hinterrücks angefallen, wie ein Raubtier, Du frecher Räuber! . . .“

Es gellte Franz in den Ohren, daß er die Hände vor das Gesicht nahm und die Augen vollends schloß.

„Du hast die Sonnenstrahlen bespien und Dein schlichtes, menschliches Leben durch stinkende Sümpfe gezogen,“ hörte er hohle Anklagen in der Luft.

„Auch Deiner Mutter Gedächtnis wirst Du in alle Ewigkeit hinein beflecken!“ schrie es aus den Mutteraugen.

Es war eine reine Gaukelei seines Blutes. In der Stunde der tiefsten Erregung, wie sie jetzt für ihn angebrochen, konnte er nicht mehr innen und außen unterscheiden.

In Wirklichkeit vermochte der trockene Mund der Mutter keine lauten Töne mehr hervor zu bringen. Schwach und saugend ging der letzte Atem aus ihrer röchelnden Brust.

Franz bebte und lauschte.

„Seid Brüder!“ klang es zitternd an Franzens Ohr, als wenn er nicht bei sich wäre.

Franz begann die Augen weit aufzutun und der Mutter Anblick und Worte wie ein Verhungerter einzusaugen.

„Seid Brüder! wenn ich jetzt in die Seligkeit eingehe!“ sagte sie mit liebender Anstrengung. „Der große, heilige Gott hat uns alle auf die steinige Erde

verstoßen," sagte sie fast mit tonlosem Atem. „Er wird uns auch wieder in seine Himmel nehmen ... Er wird ... uns ... allen ... vergeben!" mühte sie sich in tiefem Glauben auszuhauchen. Und hatte dabei mit unerwarteter Kraft Franzens Hand an ihr Herz gerissen. Und hüllte so hastig mit den letzten Atemzügen den Mantel der Sehnsucht und Gnade um ihre und seine Blößen.

Aus Franzens Augen waren Tränen gesprungen. Und dann hatte eine Ohnmacht seine Sinne ebenso jäh erlöschen machen, sodaß auch ihm die Welt versank unter der Mutter Sterbeinbrunst.

Der Mutter Herz war dabei ganz still geworden.

* * *

Als Eduard ins Krankenzimmer trat, erwachte Franz wie aus einer unbegreiflichen nie enden wollenden Entfremdung.

Dann standen die Brüder noch lange vor der kleinen, sanften Frau Popjel, die im Tode wie ein ruhevoller junger Engel schien.

Ausklang

Franz Popjel war seit der Mutter Tode neu erwacht. Starr und fremd, dunkel und unnahbar noch immer. Aber streng gegen sich und von zäher Arbeitssucht.

Franz hatte begonnen mit Selbstvergessenheit die Rechte zu studieren und brachte es sehr schnell vorwärts.

Schon als junger Richter wurde er wegen seines Scharfblickes angestaunt.

Eduard und Hellen waren ein Paar, dessen Klänge allen ein Glück deuchten, die die harte Welt unter Harmonien vergessen wollten.

Die Brüder sahen sich fast nie. Sie hatten sich gar nichts mehr zu sagen. Sie wußten mit einander nur noch von den gleichgültigsten Dingen zu reden.

Aber wenn sie an einander dachten, geschah es mit Liebe und Stolze.

Auch Eduard konnte mit Stolz an Franz denken.

Franz galt bald als einer der glänzendsten Rechts-

männer, die mit sicherem Gefühl das Körnchen Wahrheit erspähten, und Verrat und Treue, die Lüge und die sittliche Haltung wie Spürer wogen. Das bißchen Feingold und den kleinen, blinkenden Edelstein in der grauen Erzgrube.

Auch Franz war ein Meister geworden, wie Eduard es in der Musik war.

Und Franz war rastlos tätig und sah nicht zurück.

Er blieb unverheiratet.

In seinem Hause war es einfach wie in getäfelten Hallen. Nur strenge Bildungen der Antike standen ein paar auf Sockeln herum. Und ein Uhu stand groß als mächtiges Wahrzeichen an Weisheit gemahnend über seinem Schreibtisch.

Sein Blick war immer vergraben und sprang jäh auf die Dinge, die sich plötzlich vor seine Augen stellten. Aber sein Blick war doch voll Güte.

Nur das häßliche, heisere Lachen war von dem einstigen Franz zurück geblieben. Wenn Franz Popjel in schwarzer Robe und schwarzem Barett im Schwurgerichtssaal präsidierte, konnte es noch einmal unversehens ausbrechen. Und es mußte jedes feinere Ohr seltsam treffen und verletzen. Aber die andern Richter im Saale wußten dann, daß sein schwermütiger Blick einen Augenblick noch tiefer und sehnsüchtiger

glänzte, der den Angeklagten gleichsam nur für sich mitleidig zu streifen schien. Und sie wußten auch, daß er dann zur Milde gewonnen war.

Ein Später Derer van Doorn



Erstes Kapitel

Hieronymus van Doorn stammte aus einem alten Adelsgeschlechte. Die Väter hatten auf Schlössern der Grafschaft Westflandern gehaust und waren in sechsspännigen, schwer in Federn hängenden, prunkhaften Reisewagen mit berittener Dienerschaft durch die Lande und bis Paris gefahren. Oder sie hatten Trinkfeste auf ihren Burgen gehalten und den kostbarsten Wein aus großen Silberhumpen in bunter, lärmender Runde getrunken. Oder sie waren im reichen Zuge mit Pagen und Knechten, Ritter und Damen mit fliegenden Bandelieren und fliegenden Reiherfedern im Barett, in die Wälder um die Burg hinaus geritten, über die niedergelassenen Holzbrücken polternd die Schar ruheloser Pferdehufe unter Ritter und Edelfrau, daß dann der Tann wiederhallte vom Gekläff der Bracken und Leithunde. Und vom Brechen der Äste durch Dickicht und Dorn, wenn der Hirsch mit der Meute auf den Fersen hinstob. Auch Frauengelächter erklang in der Lichtung, wenn die Jagdfalken aus den Ketten hochgingen

von den behandschuhten, schönen Händen der Burgfrauen und Burgtöchter und dann der Reiher aus den Lüften verendend nieder ins Waldgras ging.

Das alles war ferne.

Schon einst war einer Derer van Doorn immer auch dem Himmel ein Geweihter gewesen, wenn die eisernen Ritter und die in der Kapelle der Burg knieenden Edelfrauen Gott zu danken hatten für den Segen des Raubes und der Herrschaft. Schon mancher Zweite des Geschlechts hatte früh den Erdenfreuden Augen und Sinne verschließen müssen, hatte die heißen Einsamkeiten der Gottesweihe um sich gebreitet und Gott gesucht unter heiligen Tränen.

Schlösser und Burgen Derer van Doorn waren längst verfallen.

Die Hauptlinie, ein altes, kinderloses Ehepaar, besaß noch ein stilles, vornehmes Palais auf einem einsamen Platze, der dem Königsschlosse nahe lag, und auf dem die Wasser aus einem alten, verwitterten, grünlich belaufenen Steinbrunnen in gewundenen Bogen ohne Unterlaß durcheinandersprangen und eintönig und ewig denselben Reigen plätscherten seit Jahrhunderten. Sonst handelte es sich noch um einen Kammerherrn des Königs, der, weil er arm, im Hofdienst ergraut, elegant, aber leer und geschwätzig war.

Und um ein paar alte, fromme Hofdamen, die in königlichen Kavalierhäusern ihre bescheidene Rente verzehrten, in den hohen, einsamen Zimmern voll von kleinen Kostbarkeiten von einstiger, königlicher Gnade und allerlei sonstigen, noblen Erinnerungszeichen ihren Rosenkranz drehten, oder dann und wann noch einmal in feierlicher Verschleierung durch die gewölbten Gänge der Seitenflügel huschten, um in entfernterem Abglanze der Königlichen in den hinteren Reihen der Schloßkapelle mit gesenkten Witwenhäuptern knieend dem priesterlichen Flüstergespräche mit Gott versunken zu lauschen.

Hieronymus van Doorn war auch ein Gottgeweihter. Er hatte den Dienst des Priesters gewählt, weil er schon früh ein bleicher Knabe war, und weil ihn schon damals oft Träume schreckten und er mit ängstlichem Blick in die Welt sah. Auch wenn er mit den jungen Prinzen auf den smaragdenen Rasen spielte, wo die hohen, weißen Vasen um die weiten, dunklen Wasserbecken standen, hatte er nie auf die im Geflüster der Fontainen ewig zerrinnenden Bilder auf dem Wasserspiegel gesehen, ohne nicht sich in Träume zu verlieren, und ohne daß ihn die Rufe der fröhlicheren Stimmen wecken und mahnen gewußt. Als der einzige Sohn einer armen Hofdame war er fern von ihr im

Priesteralumnate aufgewachsen, weil sein Vater, ein gewesener Kavalier, längst tot war. Die Dame sah viel nach den frommen Mienen, die die Königin annahm, sobald sie in Dom oder Kapelle trat. In dem stillen, seligen Garten der Frommheit, darin die wundersamsten Gefühle schlafen und träumen, nur in diesem stillen, seligen Garten noch war am Ende ihrer Tage Frau van Doorn schlafend und träumend umgegangen. Und es war ihr wahrlich eine Genugtuung gewesen, als sie es noch mit eigenen Augen mit angesehen, daß man ihren Sohn, den blassen, bartlosen, feinen, tonsurierten Mann zum Priester geweiht hatte, kurz ehe sie selber ganz in Gottes Schoß eingegangen war.

Der bartlose, schlanke, tonsurierte Priester war bald in einem Fischerdorf als Pfarrer ordiniert worden. Die Männer und Frauen, die in plumpen Holzschuhen gingen, sahen ihn mit Staunen und Zufriedenheit. Wenn er in den tiefen Sandgleisen der Dorfstraße hinging, lupften die Männer, die vor den kleinen Haustüren oder in den Gattern standen, ihre zipfligen Mützen, und die Frauen machten einen Schleif und bekreuzten sich. Allen war er gleich angenehm. Allen war er bald ein heiliges Wesen. Die brennenden Blicke seines feinen Gesichtes bannten die alten, ein-

samen, wortkargen Fischersleute. Und wenn er die Messe las, rang er in Sehnsucht Gott in den Kirchenraum hernieder zu flehen. Die alten Männer hatten ein heißes Gefühl dabei. Und die alten Mütterlein in den Holzbänken bekamen Tränen. Es war bald eine wundersame Weihe unter den Leuten, daß sie Gott nahe fühlten, als käme er heimlich mit Flügelwehen.

Auch heute, wo die Dorfjugend mit bunten Fahnen in die kühle Kirche zog und die Glocken anschlugen und feierlich in die Herbstluft ihre gellenden Rufe sangen, sahen die Burschen und die Mädchen nur mit neugierigen Blicken sich um. Alle waren ruhelos und in die hellen Lüfte zerfahrend, solange nicht eine Stimme die Andacht schuf und Gott aus den Goldfäden spinnenden Himmelslüften in die Wölbung herniederrief.

Die Jugend! Wie frische Reiser aus Tannengrün, so Kraft und Glauben strotzend standen die Burschen im Kirchentor. Und die Gesichter der flüggen Mädchen waren ein wenig wie zum Lächeln erhellt, aber doch noch immer gebunden. Die blonden Haare hatten sie mit Spangen und Gewirk reich gehalten, und ihre Mieder waren mit glänzenden, klingenden Kettlein über Sammet oder Seiden reich geschmückt. Und mit viel Spitzenzeug eine jede, das schäumend her-

vorquoll, und mit viel Bändern, die um sie flatterten. Es war ein Anblick jetzt im Herbst wie noch ein Frühlingsgarten.

Aber auch die Jugend harrte nur des Hieronymus van Doorn, der im Orte Pfarrer war.

Und er kam, der schlanke, vornehme, bleiche, asketische Mensch schwebenden Ganges, wie wenn er den Steinboden der Kirche lautlos berühren könnte, schwankend das weite, feierliche Priestergewand, den brennenden Blick ganz in sich gesogen, als wenn er nicht unter den Menschen, nur auf Himmelswegen schritte.

Da faßte es alle, jung und alt, groß und klein. Alles drängte sich auf den Fließen der Kirche vor und in die Holzbänke hinein. Und es war wirklich eine große Gemeinschaft unter den wetterharten Gesichtern, und die flüggen Mädchen, die sich um den Altar drängten, schienen jetzt alle zu lächeln.

Und Hieronymus van Doorn predigte dann mit seliger, sanfter Stimme, wie Wasser rinnen. Er pries die Gottesliebe, die auch er zum Leitstern erlesen. Er rühmte die Gnade des Lebens und der seligen Leiden mit anschwellendem Wortgesang. Er zerriß sich seine Brust wie ein kranker Adler, der die Wunden offen sieht und die Blutstropfen liebt, die aus seinen Wun-

den quellen. Er verfluchte die Süßigkeiten des Lebens. Er schilderte das Menschenschicksal wie eine kühne, entsagungsvolle Meerfahrt und schilderte mit Geisterauge das Brechen der Masten und das Zerreißen der Segel. Und die Kraft, die im Sturme aufragt, wenn der Mensch keine Rettung mehr ausspäht und Gott im Menschen dann Kraft gewinnt. Wenn Gott dann als Heiland auf den Sturmwassern einhergeht und die Hand des sinkenden Menschen und die Planken des sinkenden Fischerbootes so lange hoch hält, bis die Wolkentore von sprühender Sonne erstrahlen und der gläubige Mensch Seine ganze Herrlichkeit ansieht.

Die alten Fischersleute sahen den Himmel offen und weinten. Die Burschen hielten die Arme gestrafft, als könnte auch die Kraft der Arme vom Glauben sprechen. Die Mädchen standen, und ihre Augen waren groß geworden, und ihre Münder voll frischer Blutsfarbe lächelten im Glauben, indes Hieronymus van Doorn das Leben in harten Pflichten und Leiden pries. Und die Lockungen des Weltlebens mit immer jacherer Stimme und mit heißem Atem und mit immer verzehrteren Mienen verwarf.

Zweites Kapitel

Hieronymus van Doorn hatte immer hinter Mauern ein einsames Leben in Gott gelebt. Seine Welt lag innen. Sein Auge, das blau war, schien dunkel, weil es verzehrt aussah, erhitzt von der Glut sehnsüchtiger Kasteiung. Seine Wangen waren hohl, seine Stirn war kalt und sehr blaß. Sein Gang, wenn er zu einem Sterbenden durch die Dünen schritt, hatte etwas sehr Edles, etwas von einer heiligen Mission, als wenn er nicht ohne Eile, doch mit ehernen Händen den Goldkelch mit Gottes Blute forttrug, oft gepeinigt, daß er den Verröchelnden noch rechtzeitig stillen und in den Saum von Gottes Kleide einhüllen könnte, den er schon auf dem einsamen Wege inbrünstig herniedergefleht.

Auch heute war ein Bote gekommen, der Hieronymus in ein entfernteres Stranddorf rief.

Der graue Herbstwind sang und raschelte in dem Epheu, der das rote Ziegelhaus seiner Pfarre überspann. Draußen in den Dünenhügeln zitterten die

fahlen Gräser im Abendsinken, und dunkelgraue Wolkenzüge jagten vom Lande ins Meer. Hieronymus van Doorn war wie immer in solchen Lagen in tiefem Gebete. Möven zogen über ihn mit einsamem Klagen. Der verhallende Ruf war wie aus seiner eigenen Seele geboren und verwob sich in die heimliche Weihe dessen, der am Strande hinschritt.

Es war die Frau eines hohen Regierungsbeamten, die in ihrem Himmelbette lag und die Augen nicht auftat, als Hieronymus van Doorn eintrat. Der Hausherr war ein Lebemann. Er sah aus wie ein frischer Stutzer. Aber seine Mienen kamen dem Priester verängstigt und hilfeflehend entgegen.

Hieronymus hatte seinen Überrock kaum abtun können und stand schon im feierlichen Meßgewand hager aufragend, so hatte ihn die heiße Inbrunst getrieben, in das Gesicht der Sterbenden hineinzusehen.

Die Sterbende sah engelhaft bleich aus. Ihre Augen waren tief geschlossen. Man stand am Bette und beobachtete ihre hastigen, jagenden Atemzüge. Hieronymus blickte lange auf den Mund, der ein wenig offen stand. Die Lippen waren wie vom Schmerz etwas eingezogen, aber fein und selig. Eine Nonne, die dabei stand, versuchte einen kühlen Schwamm auf die feinen Lippen aufzulegen, um den heißen Atem

zu feuchten. Es war eine wundersame Stille in dem Raume, der hoch und vornehm war. Am Bette stand ein Strauß schöner Rosen.

Hieronymus van Doorn wollte gleich niederknien und beten. Aber er besann sich noch einmal. Er trat zu Herrn Kroen zurück und sah dem frischen Lebemanne lange ins Gesicht.

„Herr Kroen,“ sagte er vor sich hinflüsternd, „die Kranke ist noch jung, und Sie lebten im Glücke mit ihr.“ Er wußte in dem Augenblicke nicht, was er redete. Die Luft im Zimmer, das voll eines müden, edlen Geruches war, weil die Rosen bei der Sterbenden ihren Duft hauchten, hatte ihn benommen, daß er eine Weile ganz in sich versunken nur den jetzt lauten Atemzügen von Frau Kroen zuhörte. Es mischten sich geröchelte Laute in die hastigen Rhythmen.

„Vielleicht daß es um Ihr Glück ganz geschehen ist,“ sagte er dann plötzlich ganz hart und ließ den Blick des geängstigten Regierungsherrn noch immer nicht aus seinen brennenden, schmerzlichen Augen.

Die Haare der Sterbenden lagen blond um ihr vom Fieber gequollenes, hohles, erhitztes Gesicht. Die feinen Zähne zeigten weißen Glanz. Dann nahm Frau Kroen die trockenen Lippen zusammen und schien zu hören, was um sie herum vorging.

Hieronymus van Doorn sah, daß das Gesicht des Herrn Kroen jetzt eine verzweifelte Miene trug. Es deuchte ihm, daß er harte Worte geredet und ihn noch tiefer erschreckt hatte. Es standen große Tränen in Herrn Kroens Augen. Deshalb trat der junge Pfarrer noch einmal vom Bette zurück und begann in Herrn Kroen neu hineinzuflüstern.

„Wir wissen nichts," sagte er ebenso eifrig und bestimmt. „Lassen Sie sich von meinen Worten nicht ein Jota aus Ihrer Hoffnung und Ihrem Glauben vertreiben! wer glaubt, hat Gott im Blute. Auch ich werde jetzt mit Glauben beten," sagte er. Und wenn man den tiefen Blick Zuversicht, der aus ihm allein sprach, ein Lächeln nennen könnte, so war dieses Lächeln eine wonnevolle Verheißung.

Draußen ums Haus heulte und pfiff der Herbststurm. Man hörte es, weil die Stille um die Sterbende tief war. Ausgehöhlt das Harren, daß es wie ein leerer Raum jeden heimlichen Laut einsog.

Auch in Hieronymus van Doorn gingen Trauergewalten um und schüttelten sein Herz. Er kannte Herrn Kroen nicht. Er achtete auch nicht, daß der Reichtum des Hauses groß schien. Er hatte nicht gesehen, daß Diener im Vorhause auf den Stufen standen. Nun gar, wo sein gottgeweihter Sinn das stille Ge-

schehnis in Himmel und Erde, dieses einzige, weite, junge Sterben in der Nähe auskostete und einsog, das jetzt in den geschlossenen Lippen der Frau sich selber auffing. Hieronymus war im priesterlichen Meßgewande wieder ans Bett getreten, kostbaren Schmuck über Brust und Schultern gebreitet, indessen die Ministranten sich anschickten, die heilige Handlung leise zu bedienen.

Vielleicht war jetzt die Zeit gekommen.

Die Nonne heftete ihre Blicke fragend auf den Priester und dann auf die Sterbende. Sie versuchte noch vor sich wie einen abmahnenden Ratschlag. In dem stillen Raume stand schon der heilige Beter hoch aufgerichtet. Und eine Sterbende hielt ihr kleines Lebenslicht vom Winde hin und her geweht in ihren weißen Händen. Nichts anderes schien bald im Raume zu leben.

Herr Kroen stand und sah in Starre nieder. Auch die Nonne hütete sich jetzt, die eherne Ruhe des Rufers ums Heil mit einem Geflüster noch zu stören.

Wenn die Stürme ums Haus pfeifen, sind die Wintergewalten nahe. Aber ein heißer Rufer ums Heil kann die Flockenstürme wegfegen und kann die sterbende Seele an die Planken des Bootes fest anbinden, um sie zu retten. Er kann dem Tode wehren.

Die Ministranten standen und beugten die Knabenköpfe und knixten lautlos mit den jungen Beinen und taten feierlich ihre Hantierung. Die Nonne kniete. Die hellen Augen des Herrn Kroen fingen an, sich wie in einem Wunder weit aufzutun.

In dem jungen Priester war von Anfang an die Gnade lebendig. Er hatte in den kranken, bleichen Zügen bald eine Hoffnung gelesen. Er betete jetzt, als wenn mit seinen stummen Worten Lasten sich lösten. Als wenn er mit seinem brünstigen Atem die kleine Lebensflamme sanft anblies.

Da wurde das Geheimnis langsam und lautlos groß und größer, das von dem jungen Priester ausging und rings im Raume Macht gewann.

Herr Kroen begann aufzustöhnen. Die junge Frau Kroen hatte jetzt ganz die Augen aufgetan. Sie erkannte den Pfarrer. Ihre Augen schienen nichts zu ahnen, womit der Pfarrer rang und worum Herr Kroen sein Stöhnen nicht meistern konnte. Niemand redete. Auch der Geistliche gab seinen Worten noch immer nicht einen Flüsterlaut. Er sprach nur im Geist. Aber der Geist war wie die Luft um ihn, daß alle ihn schmeckten.

Die kleinen Kerzen der Ministranten brannten lautlos und erhellten den Dämmer der Stube. Es

fiel ein Goldschein der Sterbenden ins Gesicht. Die Lippen schienen jetzt feucht und frisch. Das Auge war voll Glauben. Entrückt und frei schien das Auge im Raume zu glänzen und zu lachen.

Dann lag die Hostie zwischen ihren heißen, fiebernden Lippen. Und auch Hieronymus van Doorn erbebte im Grunde, weil er den Schluck Gottesblut auf der Zunge hielt und das heilige Arom einzog und mit Gott ein Leib war.

Wer ihn in diesem Augenblick ansah, wußte, daß er die Kraft und der Glaube selber geworden, und daß er jetzt Berge aufhob. Die hellen Augen der Sterbenden suchten seine Kraft und umklammerten ihn und lauschten auf die gestammelten Worte, die jetzt abgerissen aus des Priesters murmelnden Lippen hervordrangen.

Die Augen der jungen Frau ruhten dann lange in seinen dunklen Augen, und beide schienen in Gott geborgen.

Es war eine lange Zeit des Gebetes noch, ehe der Pfarrer von seinen Knien sich aufhob und die eherne Stille endlich zerbrach.

Die Nonne konnte nicht begreifen, daß des Priesters Stimme zu Herrn Kroen jetzt fast irdisch klang. Hieronymus van Doorn sah Herrn Kroen wieder ins Ge-

sicht. Als wenn er ihn prüfen wollte. Wie eine Röte schoß ihm dabei in die Wangen. Weil auch die Augen der jungen Frau Kroen eben sanft zugefallen waren, als ob ein engelhaftes Mädchengesicht mit Träumen und Lächeln auf den Lippen in den Schlaf sinkt. Hieronymus sah dann nur wieder die Schlafende an.

„Wir wissen nichts," sagte er sanftmütig und mit einem Ausdruck tiefer, unsäglicher Sehnsucht. „Aber wer glaubt, ruft Gott zur Hilfe hernieder," sagte er dann, indem er die strengen, entsagungsvollen Linien der Mundwinkel und die feine, magere Haut auf den hohlen Wangen ein wenig wie ein Kind zum Lächeln verzog.

Er war fast schon nur in sich beschäftigt. Als wenn er ganz abwesend und für sich allein wäre, und als wenn er den Heimweg nach seinem Fischerdorfe schon einsam durch die Nacht angetreten.

Dann schritt er durch die Dünen im Nachtsturme, umflüstert und umtost von den Strandgewalten, die heransprangen wie weiße Gesichte und ihn aus seinen Himmeln ein paarmal aufschreckten.

Er war voll Entrücktheit. Er trug die feine weiße Gestalt jetzt in seine Arme gebettet, in den Mantel der göttlichen Liebe tief eingehüllt, daß nicht der harsche, finstere Seewind, der an seinen Mantelfalten herumriß, und nicht die zischenden Meerwogen dränge,

die ihn mit Gischt aus der Düsternis anwarfen, der von Gott Erflehten ein Leid taten. Er war jung, kaum viel über die Mitte der Zwanzig, und er hatte die Welt nie gesehen.

Drittes Kapitel

Am Hause des Herrn Kroen kroch die Herbstsonne über Dachwerk und Giebel und legte den großen Zackenschatten mitten hinein in braunes, raschelndes Laub und blaue Astern. Aus dem fein durchbrochenen Eisenwerk des Tores fuhr jetzt oft der tief gesenkte Wagen, darin Herr Kroen wieder mit heiteren Lebemienen und zur Rechten neben ihm Frau Hartje saß, jung und mit neu aus Leiden aufgewachten Augen die Welt der spinnnenden Herbstfäden und der weißen, schreienden Meervögel und die weiten, blauen Himmel darüber gespannt einsaugend. Oder Frau Hartje trat mit sanften Schritten, von Herrn Kroen oder von der pflegenden Nonne am Arm gehalten, auf die Kieswege im Garten und lachte leise die bunten Astern an, und die Möve, die über den Garten hinstreichend in Lüften hing und sie mit einem hochhallenden Rufe grüßte. Oder Frau Hartje saß auch, weil der Herbst warm und froh war, oft Stunden im Garten allein und ihre Gedanken waren ungebunden, und ihre Sinne

flatterten sorglos wie junge Vögel, die zum ersten Male wieder aus dem Neste fliegen. Ein wenig hilflos noch war alles an ihr jetzt. Ihre Hände waren noch schwach. Und wenn sie Rosen griff, die Herr Kroen brachte, so mußte sie den vollen Strauß im Schoße stützen. Und sie zerpflückte dann langsam und mit Augen, die halb offen standen und hell glänzten, die Schleifen und Bänder, daß die Fülle der blühenden Blumen ihr gelöst im Schoße lag. Bis die zärtliche Hand jedes einzige, volle Blumengesicht einzeln aufhob und alle ihre Sinne ewig darein staunen konnten.

Aber sie war im Genesen. Das sang ihr das fröhliche Herbstgeläute aus der Ferne, wenn der Wind vom Lande stand und die Glockenklänge der Dorfkirche bis zu ihr durch die Lüfte sich schwangen. Das hing hoch in den weißen Wolkenschiffen, die in langen Scharen bis zum Horizonte sich verloren im blauen Himmel. Das sang ihr das helle Brausen des fernen, silbernen Meeresstreifs, wenn sie auf dem Steinaltan ihres Hauses den letzten Abendschein grüßte und nicht begriff, daß diese wonnigen, sonnigen Tage und die sorgenfreien, dunklen Schlummerstunden wieder ihr Leben geworden. Oh, sie begriff es doch. Sie dünkte sich fröhlicher noch, als sie je gewesen. Oft, daß sie sich, wenn sie so lange gelegen und in die spinnenden Lüfte

gestarrt, selber wie der einsame Reiher hoch und fern und frei zu schweben schien.

Herr Kroen war immer voll Vergnügen um Frau Hartje.

Manchmal sagte er pfiffig: „Ein Wunder hat dich mir wiedergegeben.“

Dann zupfte er an ihren Schulterbändern herum und steckte wohl auch Frau Hartje das kirschrote Seitentuch fester um den Hals zu, das zu dem goldenen Herbstgewirr des Gartens einen lieblichen Eindruck gab. Dann mußte Frau Hartje lachen, weil es ihr sanft dünkte, daß sie ein Wunder Gottes gerettet hatte, und sie dachte von ferne an eine Macht ohne Grenzen, von stummen Menschenblicken und lautlos bewegten Menschenlippen herab gefleht, die heimlich willfährig gekommen war, ihr müdes, durstendes Herz neu mit Kraft und Glauben zu tränken. Oh, ihr junges Herz schlug jetzt fühlbar. Sie träumte oft der bleichen Nonne mit sanfter Röte im Gesicht in die frommen Augen hinein den Traum der himmlischen Gnade. Und es kam wie ein fernes Erinnern auch, als wenn des Heilands beide sanften Hände selber nach ihr sich ausgestreckt hätten, sie aus Ängsten der Finsternis und der eisigen Abgründe ins warme Licht emporzuheben.

Aber eines Tages kam endlich der junge Priester

zu Herrn Kroen ins Haus. Er stand im Treppenhause, bleich und asketisch wie immer. Er tat sanfte Fragen, schon wie er mit Herrn Kroen die Treppe zu Frau Hartje emporstieg.

Da mußte sich Frau Hartje, die an der offenen Terrassentür im Lehnstuhl lag, vom Ton der Stimme getroffen, plötzlich besinnen. Da kam für ihr Erinnern, wie aus einer Brunnentiefe Perle um Perle, so das Bild eines Beters und Gottüberwinders herauf und ihrem inneren Blick immer näher, so daß sie vor dem Bilde, jetzt schon in den Rahmen der Terrassentür leibhaftig hineingeschaut als großer Schatten, gebunden dalag, als läge sie diesem Heiland in seinen ringenden Ruferarmen, und als hörte sie noch immer die stummen Gewalten mit zerrissenen Ausrufen aus diesem Munde Gott um ihre kranke Menschenseele bitten.

Hieronymus van Doorn war in dem Augenblicke mit Herrn Kroen wirklich eingetreten. Herr Kroen ganz wie ein Weltkind. Herr Kroen mußte laut lachen, weil Frau Hartje erst eine lange Weile nach dem Eintreten zu sich kam. Um so mehr, weil sie noch vollends ganz erbleichte, als sie Hieronymus van Doorn erkannte, den feinen, mageren, tonsurierten Mann, der jetzt nur im schlichten Priesterrock vor ihr stand.

„Sehen Sie, Herr Pfarrer, wie sie noch schwach ist! Das Blut fährt ihr gleich aus den Wangen, wenn sie den leisesten Schreck hat,“ sagte Herr Kroen und nahm ihre Hand und küßte die Hand, indem er sie dann dem Priester fast sorglich in die seine legte.

„Sieh hier, mein gutes Weib Hartje,“ sagte er dann sanft. „Der Herr Pfarrer kommt persönlich nach dir fragen.“

Aber Hieronymus van Doorn hielt nur jetzt Frau Hartjes Hand in der Seinen und sah auf die Hand nieder, die ein wenig in der seinen lastete, und verlor sich beinah in der stillen Betrachtung, daß diese weiße, feine, bläulich durchäderte Hand Frau Hartjes Hand wäre. Er sah die Hand lange an und sah dann in Frau Hartjes Augen hinein, die so blau waren wie das Aderwerk der Hand. Und er verstand noch immer nichts zu sagen, weil er sich beinahe wieder in der stillen Betrachtung verlor, daß diese Augen, die heute so selig und gläubig und frei und so glänzend wie der Himmel in seine Blicke sich senkten, die Augen von Frau Hartje wären, die einmal nur von letzten Ängsten gejagt, sich gläubig an ihn geklammert hatten.

Aber Hieronymus van Doorn besann sich. Frau Hartje hatte jetzt gelacht mit hellem Klingen. Frau Hartjes Lippen bewegten sich und plauderten mit Pur-

purröte. Er sah die blinkenden, kleinen Zähne in offenen, feuchten Lippen liegen. Und die kleine Weiberzunge zwischen Zähnen und Lippen spielen. Er hörte den lieblichen Ton ihrer Rede. Und sein Gefühl erfüllte eine Genugtuung, weil es von Dankbarkeit hallte. So daß Hieronymus van Doorn allmählich aus seiner Verwirrung ganz aufgerichtet emporwuchs. So daß nun das Lied der Genesung, das auch ihm in den letzten Wochen nur heimlich ohne Namen und Bestimmung in dem Geläute der Kirchenglocken und dem Brausen des Meeres in den Dünen und dann aus ihm über seine Kirchengemeinde hin als Preis der Gottesjungfrau und Gottesmutter gehallt und geklungen, in ihm deutlicher jetzt als Kraft aufsprang und er wie ein Jüngling zu Frau Hartjes lieblich tönenden Worten zu lächeln anfing.

Herr Kroen hatte dem jungen Priester einen Seidenstuhl in die Tür geschoben.

Er saß nun, ein lächelnder Schatten, vor ihr.

Die Sonne kam glühend über die fernen Meerwogen, saß als Scheibe auf dem Meerrand und umfloß Frau Hartjes reiche Haarzöpfe, die blond über ihre kleinen Ohren lagen. Blinkend lagen die reichen Falten des blaugrünen Seidenkleides an ihrer schlanken Mädchengestalt herab. Ein kostbarer Goldreif mit

einer Perle hielt das Haar an der Stirne in wenig gebunden. Die Augen waren voll Strahlen. Von ihren sanften, frommen Händen funkelten Steine und Perlen. Ihr Gesicht stand zärtlich zur Seite genommen mit drolligem Augenzwinkern frei im Raume.

Hieronymus van Doorn hörte und sah. So daß auch ihm eine Anwandlung von Farbe in die mageren, hohlen Wangen kam. Er sah auch die vollen, dunklen Wimperkränze, die die jungen Blicke ewig umschatteten. Er sah alles. Er war gefangen in der Pracht der Jugend, die hier neu und strahlend das Leben liebte und lebte, die eine Auferstehung feierte in das irdische Herbstparadies, das innen und außen, über Terrasse und Garten und Himmel und Meer gebreitet lag. Alles umspann ihn. Alles sang die Sprache der Genesung, die auch Herrn Kroens volle Lippen erzählten und die in seinem Monokle in die untergehende Abendsonne hinausblitzte. Es war jetzt ein sanftes und eindringliches Geplauder von Munde zu Munde und von Auge ins Auge hinein. Auch Hieronymus van Doorn, obwohl er noch in der Morgenfrühe mit verzehrten Blicken und heimlich sehnsüchtig von der Gottesminne lockende, heilige Worte gemacht und die Macht der Gnade gepriesen, tändelte in diesem Augenblicke nur wie ein vom Stamme gelöstes Herbstblatt.

Er saß in den verbleichenden Strahlen der goldenen Himmelsscheibe und wußte nur jetzt, daß er ein echter van Doorn und aus vornehmem, alten Geschlechte war.

Man sprach von weltlichen Dingen. Schüchtern rühmte Hieronymus den Glanz der Erde und die Schönheit des Kroenschen Strandschlößchens. Und er begann froh in Frau Hartjes Augen hinein von den Burgen Derer van Doorn, die sie einst im Lande besessen, eine flüchtige Erzählung.

Erst wie die Erde erblich und das Meer mit grauen Schaumkämmen den Strand peitschte und in Nacht einsank, ging der junge Priester hastig und ohne Acht auf den fauchenden Seewind mit mancherlei lichten Gestalten in Blute und Sinnen durch die Dünen heimwärts.

Viertes Kapitel

Hieronymus van Dorn hatte immer hinter Mauer und Dornen gelebt. Auch jetzt saß er eingekerkert und gebunden und verstrickt in seine heiligen Entsagungen.

Es war gut, daß der Winter gekommen war und die Sonne im Lande ganz ausblies.

Da gab es viele Einsamkeiten in den verstreuten niederen Giebelhäuschen am Meerstrand. Und aus dem einst wetterharten Gesichte manchen Fischermannes, der in der Wogenwelt im Sturme unerschrocken die Segel gerefft, und der jetzt die finstere Balkendecke des einsilbigen Raumes anstarrte, seinen inneren Blick in Demut und Begier der Erlösung zugewandt, gab es ein Leuchten und eine rechte Verklärung, wenn Hieronymus van Doorns weihevoller Schatten im Dämmer ragte und Hieronymus heiße Flüstergespräche den Engeln riefen, die arme, sterbende Seele in Gottes Schoß zu tragen.

Es gab viele Einsamkeiten über das Land und den Meerstrand gebreitet.

Hunderttausende von weißen, schillernden Meervögeln saßen reglos im Sande, darin Eisscheiben sich zerbrochen stauten, oder machten ein gelles, schrilles Gekreisch, das die graue, gernzenlose Meerluft ganz ausfüllte, wenn sie sich flügelrauschend wie hoffnungslose Geister erhoben, dem Zuge der wilden Wolkennacht nachzuziehen. Hunderttausende von Krähen krächzten im Meersande, scheu und gewitterhaft zusammenhockend, nur aufgestört von dem verhallenden, harschen Schritt eines Fischers, den der Sturm fast zerriß. Oder sie gaben sich eintönig klagende Warnrufe am dunklen Nachtufer hin, wenn die heilige Berufung als Helfer und Rat den jungen Priester hinausgeführt und er in der flatternden Finsternis mit verlorenem Stapfen, fast nachtwandlerisch nur in seine inneren Gesichte eingehüllt, durch die Dünenhügel heimkehrte.

Was in Hieronymus van Doorn vorgegangen war, seitdem er aus dem Hause der Kroens heimgekehrt und die fröhlichen Worte und das klingende Lachen von Frau Hartje noch im Ohre mit sich getragen, wußte niemand. Wenn er noch im Auge von Frau Hartje schüchtern und scheinbar froh dagestanden und zu all den heiteren Worten der blonden Genesenden auch seinerseits heiter sich verneigt hatte, schon daheim im Pfarrhaus hatte die Gottesjungfrau auf seinem

Altare wie mit überirdischem Lichte geleuchtet. Und er hatte davor gelegen mit harten Schwüren, daß die Heilige sich zu ihm geneigt und himmlische Chöre aus dunkler Nachthöhe das Cyrie eleison in seine erlösenden Gebete gesungen.

Aber in einer Nacht im Winter, in der Weihnacht, wie die Glocken der Strandkirche längst verhallt waren, fand Hieronymus in seiner Einsamkeit keine Ruhe. Er war noch im Meßgewand in die Dünen hinausgelaufen. Der Nachthimmel war Stern an Stern. Es war eisig. Es war in ihm gleich eine seltsame Freude. Wie wenn einer, der lange in einer Umnachtung gelebt, plötzlich irgend woher ein Licht sieht.

Die Tage vorher hatte er nicht geruht mit Fasten und Beten.

Er war in die Dünen gelaufen und hatte vor sich hin ein Lied psalmodiert. Es war gleich wie ein Rausch. Er ging und ging, Hügel auf, Hügel ab. Die Schneedecke war dünn und knirschte. In den Dünen stand auch ein Bild der Gottesmutter in einer Nische, davor ein Strandhase aufgescheucht in die Höhe sprang und als mächtiger schwarzer Schatten entschwand. Das Licht der Sterne war in dieser Nacht so hell, daß es auch die heilige Jungfrau kräftig beschien und man die goldenen Metallsterne um ihr seliges Angesicht

blinken sah. Aber der junge Priester hatte sich dabei durchaus nicht weiter aufgehalten. Ein Gebet war ihm in diesem Augenblicke gar nicht auf die Lippen gekommen. Das Lied, das er psalmodierte und das wie ein Weihnachtslied klang, hatte etwas ganz Fröhliches. Fröhlicher noch, als wie es in der Gemeinde der Fischer aus den harschen Kehlen geklungen. Der junge Pfarrer sang es jetzt ganz voll und hörbar in die Sterne:

Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art;
Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht.

Am Himmel war ein wundersames Leuchten. Die Sterne waren groß wie goldene Bälle. Und die Nachttiefen wie tiefblaue Gründe. Wer aufblickte, mußte die Weihnacht fühlen. Und der Pfarrer wanderte und psalmodierte ohn Unterlaß:

Das Blümlein war so kleine
Und duftet doch so süß,
Mit seinem milden Scheine
Verklärt's die Finsternis:
Und blüht uns immerdar,
Tröstet die Menschenkinder,
Holdselig, wunderbar.

Wer sein schmales, mageres, zerhärmtes Gesicht sonst kannte, hätte jetzt ein sonderlich vom Aufblick wie erschöpftes, vom Heißhunger seliges Gesicht gesehen. Und es ist gar kein Zweifel, daß wie er lange in den finsteren Nachthügeln stand, und am Rande der nachtschwarzen Erde die schönen Sterne des Orion funkelnd aufstiegen, er einen Augenblick auch das Gesicht der Frau Hartje mit unter den Sternen und in den blauen Nachtgründen leuchten und empor schweben gesehen.

Wer kann für Gesichte?

Auch wie Hieronymus in tiefer Nacht ins Pfarrhaus kam, das große Türschloß schnappen gehört und Licht gemacht, hatte er sich nicht weiter sonst umgeblickt nach den heiligen Nischen. Er hatte das Kreuz mit dem Christ, das auf seinem Schreibtisch stand, und das Betpult mit der Gottesmutter auch hier nicht weiter angesehen. Er war auch hier, von der Zerknirschung der nächtlichen Weihe Gottes ganz losgelöst, nur auf's Bett gesunken, wie endlich ganz schwach und müde geworden. Und war in der Tiefe der Belebung, die ihm doch noch in allen Sinnen zuckte und rann, jäh und geheimnisvoll bei brennendem Licht in dem ärmlichen Dunkelraume eingeschlafen.

Aber das Licht, diese kleine Kerzenflamme, fiel ihm durch die geschlossenen Augenlider in seine Träume

und begann die Welt innen noch seliger und ungebundener zu beleben.

Da kamen allerhand fröhliche Kinder um ein flackerndes und hin und her bewegtes Wesen. Das mochte wohl immer noch die lichte Feuersäule im Dunkeln sein.

Und die Kinder, die Fischerkinder waren und in Holzschuhen liefen und hörbar trappten und in irgend einem Paradiesgarten einher liefen, waren auch ebenso rasch wieder vom Dunkel eingeschluckt.

Das war durchaus nur ein rechtes Schlafen und ein rechtes Versunkensein.

Der junge Priester hatte die Augen nur fester dem Lichte zugetan.

Aber das kleine Licht leuchtete weiter und durchdrang noch seine tieferen Dunkelheiten.

Da gab es schon wieder ein heiteres Jubiliren.

Es waren allerlei harsche Wettergesichter und ein Schwarm gieriger Vögel kam kreischend aus heller Luft, wie wenn Frühling wäre. Und es schien, wie wenn eine feine, lachende Stimme sie alle riefe und nun die weißen Vögel alle in der Luft zu kreisen begönnen und der Irrende nicht vermöchte, den wunderlichen Visionen aus diesen Lauten, die auch ihn bestürmten, Einhalt zu tun. Er vermeinte, daß er sel-

der mitten im Schwarm daher liefe, der lachenden Stimme nachzueilen, und als wenn ihn eine Sehnsucht ganz schwach und elend doch wieder zurück ins Dunkel würfe.

Der junge Geistliche schlief jetzt wieder den tiefsten Schlaf in den Gründen, die zu allerfernst in dem Lande der Träume dämmern.

Zu allerfernst liegen die Gründe der tiefsten Geheimnisse. Und aus ihnen können Sirenen singen.

Aber der junge Geistliche schlief noch den tiefsten, schwersten Schlaf in den letzten Gründen.

Nur das kleine Licht brannte heiß und streckte sich und arbeitete selber wie eine Seele, um des jungen Hieronymus Seele tiefer und tiefer aufzuhellen.

Die Flamme hatte noch immer das tiefe Dunkel um sich, in dem sie ragte wie ein goldenes Geheimnis. Und vor sich das tiefe Dunkel von Hieronymus Seele, die im innersten Schlafe jetzt inbrünstig stöhnte und schwer nach Atem sich mühte. Beinahe schien der junge Geistliche auf seinem Bette, worauf er mit dem Priestergewand angetan, von Eisflocken der Nachtfee angeweht und durchnäßt, hingestreckt lag, zu erwachen.

Er regte sich.

Aber er erwachte nicht.

Er sank nur in letztes, völliges Vergessen.

Da hatte die kleine Flamme endlich den Grund der schlafenden Seele langsam und sanft erreicht.

Und es kamen allerlei frohe Menschen, die in einem Bergtale schritten. Es mußte ein Fest sein. Es kamen auch Züge von weißen Tieren. Es kamen auch glänzende Engel mit Schalmeien und mitten inne in einer Schar, die ihm deuchte wie dienende, heilige Frauen, ging lächelnd von einer unbeschreiblichen Güte Frau Hartje wie unter einem Baldachin, und ihre Blicke riefen in die Luft ... riefen *seinen* Namen ... nur immer wieder *seinen* Namen, den alle Lüfte wiedergaben, wie ein Echo ... und er hörte *seinen* Namen rufen ... er wollte aufstehen ... er konnte sich nicht lösen, weil ihn ein Bann gebunden hielt ... es war eine furchtbare Pein. Er konnte sich nicht lösen. Er war gebunden an Händen und Füßen. Gefesselt richtig, daß Blut von Händen und Füßen rann. Er hatte eine Qual, weil er in glühenden Ketten lag, die ihm den Odem aus der Seele preßten ... er *mußte* sich lösen. Er *mußte* dem Rufe folgen, der in den hellen Lüften nicht ausklang. Frau Hartje rief ihn. *Sie* rief ihn mit lockender heimlicher Stimme. *Jetzt* hatte er Kraft! ... *jetzt* begann er zu wachsen! ... *jetzt* zerbrach er alle Fesseln und sprang in die Höhe ... und stand wie verstört ... blickte sich um ... sah das

kleine Licht im Raume ... der weite Himmel sank krachend zusammen ... Hieronymus erkannte wieder den engen, schwarzen Raum seiner ärmlichen Stube ... und seine Verwirrung ging unter in heißen, zerreißenden Tränen, die er in die irdische Nacht unaufhörlich weinte.

Aber am anderen Morgen kam zufällig auch ein Brief von Frau Hartje Kroen und auch von Herrn Kroen, worin ihm beide Grüße aus dem Sonnenlande sandten, darin sie den Winter zur vollen Genesung Hartjes leben mußten, und worin es geschrieben stand, daß sie sich auf die Rückkehr in ihr Strandschlößchen sehr freuten oder wie Frau Hartje stärker sagte, nach nichts als wie danach sich sehnten. Worin noch geschrieben stand, daß sie nichts mehr wünschten, als daß dann der Pfarrer oft ihre Schwelle mit seinem hehren Wesen beglücken möchte.

Hieronymus van Doorn erschienen dann bald seine Aufwühlungen und Träume wie ganz fern und fremd.

Fünftes Kapitel

Unterdessen war Frühling geworden. Krabben lagen am Strande und sonnten sich. Die See gewann blauen Glast weit in die Ferne. Da waren im Fischerkruge alte, lange, umfräste Gesichter laut über die Aussichten der beginnenden Fänge. Und in dem Strandschlößchen der Kroen hatte man gelüftet und die Vorhänge aufgezogen. Und bald war das Leben über Friesdecken und Teppiche neu herein gesprungen, und Frau Hartjes klingendes Gelächter und Herrn Kroens sehr männliche Stimme hallte in Zimmern und Gängen. Es war auch Besuch in das Kroensche Haus miteingezogen. Eine alte, vornehme, breite Dame, eine gräfliche Dame, die die Mutter von Frau Kroen war, und ein junges lustiges Fräulein, die Jüngste der alten Gräfin, die also Frau Hartjes Schwester und jetzt eine rechte Spielgefährtin war.

Aber obwohl jetzt auch der Garten voll von Blüten sproß, die Büsche sich mit Grün behingen, und die jungen Augen, die hell in die Welt sahen, von der

hellen Sonne noch lebendiger wiederglänzten, in den Augen der Frau Hartje blieb etwas ungestillt.

Hieronymus van Doorn, der junge Priester, war noch nicht ins Kroensche Haus gekommen.

Man vergnügte sich.

Herr und Frau Kroen mit der jungen Komtesse ritten täglich am Strande hin. Sie ritten durchs Dorf, wo mitten die Kirche lag. Sie sahen dem jungen Pfarrer wiederholt in die Fenster. Der schlanke heilige Mann, wie ihn nun auch Herr Kroen bezeichnete, war ihnen nirgend in den Weg gelaufen.

Und einer direkten Aufforderung, die ihm Herr Kroen auf Frau Hartjes Wunsch einmal zugesandt, hatte er seine allzu reichlichen Pflichten in seinem Priesteramte entgegengesetzt. Herr Kroen sah seine junge Schwägerin mit dem Monokle drollig an und machte spöttische Bemerkungen.

„Ein Priester fürchtet sich immer vor jungen Damen. Aber da tut auch ein Priester sehr recht“, sagte er schon jetzt ein paarmal, wenn auf den hohen, bleichen Hieronymus die Rede wieder einmal gekommen war.

Hieronymus banden wirklich Pflichten genug. Mit Gott zwischen Erde und Himmel vermitteln. Die Einen, die trachten und tun, weihen, die Andern verfluchen! Die losbinden für die Ewigkeit, und die an-

dern mit Heilsrufen nennen, die in der Zeitlichkeit ihre ersten Schritte tun! Heute am Grabe den Namen Gottes in die sonnige Strandwelt rufen, und morgen ein bekränztes Paar als des Gottes bindende Hand selber berühren zum ewigen Bündnis unter Jubilieren der hellen Knabenlobgesänge vom Holzchore nieder in die hellbesonnte Backsteinkirche. Und neben dem allen ein Mensch sein und mit sich selber fertig werden, in dieser Zeitlichkeit ein himmlischer Diener Gottes sein, eine Seele zu sein, die Gott in sich trägt auf allen Wegen! Hieronymus begriff es, daß da volle Kraft quellen, volle Liebe sich hingeben, der Stolz und die Strenge Gottes einherschreiten und nicht rechts noch links auf Blumen und Steine groß achten dürfe.

Und so schritt Hieronymus auch jetzt wieder wie ein Heiliger unter den Fischersleuten und ging zu denen in ihre niedrigen Türen ein, die ihn riefen um Gottes willen.

Da war es eines Sommertages. Der Sommer war langsam herangekommen. Der Strand war weit und breit leer. Boote und Schaluppen lagen draußen auf dem Fischfang in Seeferne. Und Hieronymus hatte sich auf einem Gange in die Dünen befunden, nachdem er ein kleines, sterbendes Fischerkind mit in-

brünstigem Gebet für seinen Weg in die Himmel Gottes gesegnet. In Hieronymus zitterte wie immer die heilige Handlung im Blute nach, und er sann, indem er ging.

„Es muß seltsam selig sein, wenn ein kleines, lachendes Kind in die Pforte eingeht," dachte er und hatte vor Augen noch immer das Kindergesicht, dem er die Unruhe des Sterbens aus den bleichen dürftigen Zügen mit Handauflegen und innigem Flüstern genommen.

Das Kind hatte noch kein Lächeln in seiner Seele gekannt.

Und darum grade dachte Hieronymus jetzt daran, daß im Himmel das kleine, hülflose Wesen ein Lächeln und Fröhlichsein finden und ein kleiner seliger Engel eingehen werde. Denn er wollte jetzt nur Himmelsgedanken und die Wonne seiner Berufung fühlen, den armen Erdenmenschen voll Schweiß und Genügen immer neu die Freuden der Gnade auftun.

Da sah er in den Dünen am Muttergottesbilde ein paar Frauen stehen.

Hieronymus war aus seinen Gedanken gleich wie aufgeschreckt. Hieronymus hatte Sinne wie ein junger Falke. Er hatte sogleich erkannt, daß die eine der beiden jungen, sommerlich losen Frauen Frau Hartje

war. Und er war auch sogleich von seinem Wege abgebogen. Er nahm eine Haltung, als wenn er mit ruhigen Schritten querfeldein durch die Dünen heim müßte. Dann begann ihn der Gedanke der Flucht wie eine Feigheit zu quälen. Und er blieb eine Weile hinter einem Hügel an einem Weidengebüsch stehen. Da sah er, daß die beiden Frauen noch immer im Sande vor der heiligen Jungfrau knieten und sich nicht gerührt und ihn nicht bemerkt hatten. So wandte er sich wieder auf seinen alten Weg zurück.

Man kann sagen, daß in dem jungen Pfarrer gleich alles wie aufgescheucht und wie gejagt war. Der Gedanke und die Vision der Paradiespforte war verwichen, wie Träume verweichen. Darin war keine Macht, wenn sich Frauen vor der Gottesjungfrau im Sande knieend, lieblich bunt wie Blumen im Dünengras und in sinkender Sonne vor das Auge stellen. Der asketische Hieronymus kämpfte heimlich, um sich still und gemessen auf dem Wege zu halten und nicht furchtsam abzuirren und nicht feige der Versuchung auszuweichen. Es dünkte ihn jetzt richtig eine Schmach, nicht aller wegen ein stolzer, freier, hochgemuter Helfer und Mittler Gottes zu sein. So gewann er allmählich auch die vollste Hoheit wieder in seine Schritte und die innerste Umklammerung dessen, der ihn durch das

Leben führen sollte. Er ging, wie Adler über Abgründe fliegen, mit sicherem Niederblicken. Oder wie Kriegsrosse, wenn unter ihren Füßen Leichen um Leichen liegen und Gestöhn die Luft zerrüttet, und dann ihr Atem fast hörbar sich spannt und ihr Gang hinschwebt wie aufgeschnellt, erhaben und doch sicher gebändigt.

In den Lüften schwammen Möven in kleinen Scharen in großen Runden. Er sah ins Licht auf und sah eine Weile nicht mehr die Erde.

Aber wie Hieronymus van Doorn wieder die Erde nahe fühlte, war Frau Hartje einsam geworden. Er sah, daß sie allein noch auf dem Wege stand. Die andere sommerhelle Gestalt war in der Richtung nach dem Stranddorf verschwunden. Frau Hartje stand aufrecht. Sie zögerte offenbar, wohin sich wenden. Der Wind ging leicht in den Dünenhügeln hin. Glockenläuten verklang in der hegerigen Abendluft vom Dorfe herüber. Das Kleid der Frau Hartje wehte, so daß sie wie eine Fischerfrau stand, die sehnsüchtig in die See blickt, vielleicht den Liebsten aus der Sturmferne erwartend. Auch die Bindebänder ihres Hutes wehten. Ihr Kopf und Nacken waren in einer großen, gelben Strohkiepe, die das Gesicht tief beschattete, ganz verborgen.

Die schrillen Rufe der Möven klangen nahe. Hieronymus klammerte sich an diese Rufe, um noch immer wieder mit sich und der leuchtenden Gotteswelt allein zu sein. Obwohl er jetzt wirklich ein Gefühl der Schwäche schon im Blute empfand, und seine Beine müde waren im Sande zu stapfen. Er schlürfte eine Weile nur so hin. Aber er tat noch immer, als wenn er nicht ahnte, daß Frau Hartje näher und näher heran kam.

Er blieb ohne Absicht noch einmal stehen. Er begann in den Meersand zu blicken, wo die Kiesel knirschten. Wo die letzten Wellenschäume mit perlmutternen Blasen im Sande verebbten, und worüber die Strandflöhe ihr ruheloses Hüpfen und Springen betrieben. Er war lange stehen geblieben, als ob ihn dieses Spiel ewig fesselte. Und er mußte kindlich in sich hinein lachen, weil von den Pforten des Paradieses, darein er noch eben dem verbleichenden Kindlein selig nachgesehen, bis zu diesen elenden Strandhüpfern eine ziemliche Kluft übersprungen werden mußte. Und nun stand er auch schon, ohne daß er sich weiter wehrte, vor Frau Hartje selber.

Frau Hartje sah licht aus wie eine Heilige, von flaumiger Rosenhaut und doch jetzt ein wenig erblassend. Die hellen Blicke voll Lieblichkeit verrieten an sich nichts Schwaches mehr. Sie hatte lange,

weiße Spitzenhandschuhe in Händen. Ihre schönen, sonnigen Hände und Arme tändelten mit den Handschuhen und mit Strandblumen. Daß sie aus einer Bestürmung des Blutes nicht gleich heraus fand, verwirrte auch den jungen, hastigen Mann zuerst. Sie sprach schüchtern. Während sie sprach, kaute und knabberte sie wie eine Maus mit ihren silbernen Zahnrändern an einem Grase herum, womit sie immer wieder neu in den feuchtschwellenden Mund fuhr.

„Aber sagen Sie doch, ehrwürdiger Herr Pfarrer ...“

Sie hatte dem jungen Pfarrer ihre kühle Hand in seine nervige Hand gelegt. Sie war unschlüssig.

„Warum denn nur das ewige Fernbleiben? ... Sind immer nur heilige Pflichten ins Buch Ihres Lebens geschrieben?“ sagte sie.

Hieronymus bewahrte ganz seine Würde. Seine sengenden Blicke hafteten nirgend. Sie glitten in dieser Zeit über die schimmernden Dünen und das glühende Meer hin. Und sie sogen sich allmählich ganz voll Fröhlichkeit.

„Seien Sie mir deshalb nicht ungnädig ...“ sagte er ganz sanft und hoheitsvoll. „Ja wirklich ... die heiligen Pflichten halten mich völlig gebunden ... ich habe in der langen Zeit die Erde kaum gesehen ...

aber jetzt sehe ich es wieder ... die Erde ist schön! ..." sagte er.

„Aber Sie sehen gar nicht munter aus, Ehrwürden," sagte Frau Hartje lebhaft mit sorglicher Betonung. Sie wagte jetzt dem jungen Pfarrer ins Gesicht zu sehen und sah, daß er verhärmtere Mienen trug als je.

„Das merkt ein Mann nicht, der sich in Gottes Schutze weiß," sagte Hieronymus mit weichem Gelächter.

„Sie müssen auch einmal einen irdischen Feiertag machen," sagte Frau Hartje.

„Und einmal wieder von den alten Burgen und Schlössern Derer van Doorn erzählen ... und mich auf meinen irdischen Namen und meine flüchtige irdische Vergangenheit eitel besinnen ..." sagte Hieronymus.

„So furchtbar streng sind Sie mit sich?" sagte Frau Hartje.

„Ein Priester Gottes muß Gottes Gebote kennen und achten," sagte der junge Asket.

„Oh lieber Himmel!" sagte lieblich schüchtern Frau Hartje, nahm ihre Strohkiepe vom Haar, zeigte ihren schönen, hellen Kopf mit den dicken Flechten und bog ihn kindlich lachend zur Seite. „Solch kleine Abirrung ins Weltliche kann noch heute Ihr Kummer

sein?" sagte sie nachdenklich und schwieg dann lange.

„Nein nein," sagte Hieronymus lebhaft und wie erwachend. „Gott vergibt dem die Sünde, der Buße tut."

So gingen die beiden mit einander. Manchmal in Schweigen. Manchmal auch, daß der Priester stehen blieb, mit seiner Krücke in den Sand malte und zu Frau Hartjes kindlichen Worten fröhlich aufsah.

Sechstes Kapitel

Wenn jetzt der Sonntag sonnig übers Meer in die niedrigen Fischerhäuschen und in die kleine, rote Backsteinkirche kam, war in Hieronymus Seele tiefes Ungemach. Er lag betend in seiner ärmlichen Pfarrstube. Seine Augen waren von Inbrunst geschlossen. Sein verhärmtes Gesicht rang um den Frieden dessen, der ihn bis heute noch nicht verlassen hatte. Er sah auf zum heiligen Christ am Kreuze, der als drohendes Zeichen an der Wand aufwuchs. Und seine Gelübde gingen mit inbrünstigem Atem über die hastig murmelnden Lippen.

Und wenn dann das kühle Kirchengewölbe sich mit Fischersleuten füllte, wenn die alten wetterharten Männer und Weiber und ihr blühender Nachwuchs der kleinen Schnitzkanzel mit dem schwebenden Holzengel darüber verlangenden, kindlichen Auges sich zugewandt, von wo Hieronymus heilige, flehende Rede über die Köpfe sanft hinfloß, da saß auch Frau Hartje Kroen mit ihrer vornehmen Mutter und Schwe-

ster und mit Herrn Kroen feierlich und licht in der kleinen Seitennische. Und Hieronymus hatte einen harten Kampf zu kämpfen heimlich, daß er nicht wieder ganz den Sinn seiner heißen Worte vergaß, und Frau Hartjes fromm versunkene Herrlichkeit nicht ganz das heilige Gnadenbild auf dem Altar verdrängte, das noch immer bunt über dem Goldkelche zu schimmern schien.

Hieronymus Versunkenheit in die Predigtworte schien in solchen Augenblicken wie ein Fieber. Als könnte er nie aus seiner ringenden Erbetung des Heils je wieder in die Welt der irdischen Gewalten sich zurückfinden.

Die Fischergesichter waren tief ernst.

Auch Frau Hartje war versunken. Ihr kostbares, goldviolettes Brokathäubchen, davor die dicken, blonden Zöpfe vor den Schläfen lagen, senkte sich. Ihr Auge war wie das der heiligen Jungfrau selber fromm und heilig.

Und Hieronymus konnte seiner Verwirrung, je leidenschaftlicher er redete, um so weniger Herr werden. Weil sich das Spiel in seinem Blute ewig wiederholte, daß er in Frau Hartjes Gesicht heimlich tief hinein sah, als stünde es als heilige Gnadenjungfrau selber über den Häuptern im Raume. Bis er über der Lebendigen die toten Götterbilder alle vergessen.

Wenn er dann aus der Predigt heimkam, sehnte er sich. Er stand still in seinem Pfarrgarten. Die süße Schwermut der jungen, lichten Blicke Frau Hartjes stand vor seiner Seele. Er sah noch immer die weiche, frohe Hand, die sich zärtlich an die silberne Wasserkapsel gelegt hatte, mit der er die frommen Hörer weihend besprengt. Er fühlte noch immer die goldenen Fäden in der kühlen Kirchwölbung allseitig ausgespannt, die aus ihrer andächtigen Seele heimlich hingeflossen wie Sonnenfäden zu seiner Seele. Er begann auch jetzt ein Spiel zu treiben mit den ragenden Blumen, die im Pfarrgarten an der alten Ziegelmauer blühten. Er mußte lachen, weil er dachte, daß eine solche steife Schwertlilie, wie sie in Büscheln vor ihm aufragten, mit ihrem seltsamen, schneidigen Zierat wohl Herrn Kroen gleiche. Aber die volle, reiche, blaßgelbe Rose, die üppig aufbrach und wie ein zaubrischer Weinkelch Duft hauchte, nur Frau Hartje selber sein könnte, niemand sonst weder auf Erden noch im Himmel.

Dann war seine Seele ganz entzündet.

Dann nannte er heimlich ihren Namen, als wenn er leibhaftig mit ihr spräche wie mit einer Geliebten.

Und wenn er sich an den Schreibtisch gesetzt, um an den heiligen Worten zu sinnen und zu spinnen,

mit denen er die Fischersleute im Dorfe für ihr hartes Lebensgeschäft mahnen und stärken wollte, da entdeckte er sich wohl gar dabei, daß er Zettel um Zettel beschrieb und zerriß, worauf richtige Verse standen, wie sie Jünglinge schreiben, die sich zum ersten Male nach einem Mädchen sehnen.

Auch Briefe schrieb er an Frau Hartje. Heiße, irdische Briefe, wie sie wohl ein Ritter van Doorn ehedem an seine auserwählte Geliebte manchmal mochte geschrieben haben.

„Herrliche! Wie Du aufragst! . . . kräftig wie die Mutter junger Fischer . . . mit runden Armen, die von Fleisch glänzen und duften . . . mit den güldenen Armspangen, die deine Fülle zeigen . . . mit Deinen hellen Blicken, die sehnsüchtig von den Geheimnissen reden . . . mit Deinen rosigen Füßen, mit denen Du im Sande tändelst vor meinen Augen . . . mit Deinen kleinen, blanken Zähnen, die die Strandgräser zerbeißen, einen Halm nach dem andern . . . indes Du in Dich hineinlauschest, weil Du es vielleicht doch erhören möchtest, daß auch meine Seele tönt . . . ja, ich liebe Dich! . . . ich liebe Deine eisklaren Augen . . . Deine goldenen Haare, die wie Weizenähren riechen . . . aber ich bin ein Priester . . . ein Geweihter . . . ein Streiter Gottes . . . und wenn ich Dich gleich liebte wie die Sonne

die Blumen, so will ich doch nur einher gehen wie ein gepanzerter Turm, in dem die Liebe verschlossen liegt wie ein Schatz ... ja, ich liebe Dich, herrliche Hartje! ... ich liebe dich, du herrliches, irdisches, blondes Weib Hartje! ... ich liebe dich! ..." so schrieb er. Und schrieb hundert solche Briefe in Tagen und Wochen und zerriß sie wieder.

Und es ging mancher Sommertag über Meer und Dünen hin.

Auch heute hatte Hieronymus van Doorn, wie er von den blumigen Hügeln des Strandfriedhofs heimkehrte, Frau Hartje begegnet.

Und Zeit und Stunde verging in tiefer Einsamkeit.

Der Meerstreif rauschte in der Ferne mit eintöniger Gewalt. Die Strandhalme zitterten, und die kleinen, blauen Skabiosen nickten drollig und hastig im Winde.

Frau Hartje war ermüdet niedergekniet und hatte das kirschrote Tuch, das sie lose um die Schultern gewunden, über den Sand gebreitet, so daß auch Hieronymus sich neben sie setzte.

Sie hatte in der Einsamkeit ihre feinen Sandalen noch vollends gelöst, die sie in der Hand trug, so daß ihre schlanken Füße jetzt im Sande lagen wie kleine, rosige Tiere.

Sie begann die ärmlichen, blauen Blumen, auch

vereinzelte Glockenblumen und ein paar gelbe Ranunkeln zusammenzugreifen, um sie achtlos und lieblich lächelnd zu einem winzigen Kranze zu binden. Ihr großer Strandhut hüllte ganz ihr Gesicht ein, das voll eifrigen Ausdrucks war. Ihre jungen Hände waren geschäftig. Sie lachte dazu, weil eine einzelne Möve lautlos in der hellen Luft über sie hinstrich, dann ein zweiter und ein dritter schneeweißer Vogel, der ein jeder auch einen lachenden Laut gab.

Die blinkenden Tiere flogen ins weite, blaue Meer hinaus.

Da hatte Hieronymus das Spiel dieser heiligen Hände und das Spiel dieser kindlich lachenden Seele nicht ansehen können, ohne nicht einmal laut aufzuseufzen wie in Zerknirschung.

Und Frau Hartjes blaue Augen hatten ihn dabei auch sogleich unsäglich sehnsüchtig angesehen. Aber sie hatte ihn dann nur wieder kindlich angelacht.

„Hieronymus van Doorn“ begann sie drollig feierlich zu sagen „ein Ritter und ein Gottgeweihter ... oh ja ... das Menschenherz muß manches ertragen und darf nicht seufzen!“

So hatte sie gesagt und hatte ihn dann lange angesehen.

Und sie hielt wie eine selige Gnadenmutter noch immer

den Kranz dürftiger blauer Blumen in ihren schlanken Händen.

Und dann hatte sie mit ganz verlorener Seele, wie wenn sie nicht mehr wüßte, was sie tat, die schimmernden Blumen auf des Priesters Haar sorglich aufgedrückt.

Denn Hieronymus' schwarzer Priesterhut lag im Sande.

Und Hartjes feuchtpurpurner Mund stand lange vor Hieronymus verhärmtem Gesicht. Sie hatte Mühe, den Kranz auf dem Haupte des Priesters zu befestigen.

Und Hieronymus war heimlich zerrüttet.

Aber Hartje lachte wieder nur kindlich und fromm in des Priesters sengende Augen hinein. Und sie sagte weiter mit feierlicher, glockenheller Stimme: „Nur der, der den Sieg erringt, bekommt die Krone."

Das hatte Frau Hartje leise in den Wind gesagt und hatte dann Hieronymus ihrerseits mit tiefer Schwermut lange angesehen, indes aus ihrem jungen Gesicht die Sommerröte eine Weile auch ganz gewichen war.

Siebentes Kapitel

Wenn jetzt Hieronymus van Doorn unter seinen Fischersleuten ging, trug er ein sehr jaches Wesen zur Schau. Was er sagte, klang hart und unversöhnlich. Die andächtigen Fischersleute sahen sich dabei oft verwundert an. Es schien ihnen, als ob einer mit dem Teufel kämpfte, nicht als spräche der Heiland, wie es früher war.

Die Einfalt hatte richtig empfunden.

Hieronymus brauchte jetzt alle Inbrunst und alle Gebete, um sich gegen sich selber aufzurichten. Nicht äußerlich. Er ging noch immer hochaufgerichtet. Aufgerichteter wie je. Herausfordernd. „Welcher Mensch könnte mich einer Sünde zeihen?“ So stand es fast pharisäisch in seinen Blicken und Mienen geschrieben.

Aber in seinem verborgenen Leben hinter den Mauern des Pfarrhauses war weder Gott, noch die heilige Jungfrau im Raume.

Hieronymus van Doorn saß dort vor sich hinbrütend und brachte so oft Stunden im Halbtraum zu.

Es war in der Zeit, wo Herr und Frau Kroen in ihr Palais in der Hauptstadt zurückzukehren pflegten.

In dieser Zeit war Hieronymus van Doorn völlig zerschlagen. Er besann sich nicht groß mehr auf andere Pflichten. In seinen Träumen war er kein Priester mehr. Seine Träume hatten aufgehört von Engeln mit Schalmeien und von weißen Tieren zu träumen. Wenn es ein weißes Tier war, so konnte es nur ein weißer Zelter sein, der eine Burgfrau als Braut in eine van Doornsche Ritterfeste hineintrug.

Frau Hartje war die Burgfrau, Hieronymus van Doorns allergeliebtestes Erdenweib, das er selber in seinen starken Ritterarmen auf den Zelter emporgehoben.

Und er träumte dann, wie er sie mit Kostbarkeiten und Steinen und Schätzen wie aus Tausendundeine-Nacht glückstrahlend behangen. Daß ein van Doorn Frau Hartje wie eine mythisch reiche Königin mit Glanz und Kleinodien besät, noch ganz anders, als ein Kroen je ein junges Weib hatte schmücken können.

Auch jetzt träumte er noch oft den Kranz blauer Blumen auf sein Haupt, mit dem Frau Hartje ihn einmal draußen in den Dünen gekrönt hatte. Er hatte das ärmliche Gewinde in ein weißgoldiges Brokattüch-

lein gehüllt und verwahrte es im Schube unter heiligen Dingen.

Und wenn er es ansah, küßte er es, wie er den Goldkelch Gottes leibhaftig mit den Lippen berührte.

Da stand auch wieder der junge, feuchte Mund und das frommselige Gesicht der Frau Hartje vor ihm. Und dann wähnte er gar den Himmel aller Seligkeiten offen. Dann fühlte er, daß er Frau Hartjes schlanken, schmiegsamen Leib in seinen Armen festgebunden hielt. Und er war in Verzückung und kam lange nicht zu sich.

Endlich erwachte er doch wieder in seiner Pfarrhausarmut.

Er hatte kaum mehr als Bett und Stuhl, ein paar dürftige Regale, einen hölzernen, plumpen Tisch den er seinen Schreibtisch nannte. Und wenn nicht die Gottesmutter in allerlei bunten und Goldtünchen auf dem Betpult gestanden, wären der Farben und des Glanzes wahrhaftig hier nicht viel zu greifen gewesen.

Dann lachte Hieronymus höhnisch.

Dann sah er scharf und verletzt die bunten Bilder der Götter kalt und nüchtern ragen.

Dann begriff er gar nichts als nur, daß seine Lage durchaus nicht eine van Doornsche, jedenfalls aber eine völlig zerrüttete war.

Die großen Meerwellen kamen aus dem Grau und überstürzten sich mit Schaumkämmen und schlugen den öden Strand. Die Sturmtrompeten aus dem Norden bliesen eherne, johlende Laute. Die Sturmvögel schrieen in die verdüsterte Meerluft. Sie strichen vom Lande her. Auch im Kroenschen Strandschlößchen fegte der Herbstwind durch den Garten, trieb rote Blätter in den Wegen um und machte die anmutige, lichte Frau Hartje im Herzen trübe.

Das waren für Hieronymus van Doorn schwere Tage.

Kisten und Kasten standen im Hause gepackt. Die alte Gräfin mit der jungen Komtesse waren schon vorher heimgefahren. Auch von Frau Hartje sollte er jetzt für einen langen, einsamen Winter Abschied nehmen.

Das Blut des jungen Priesters stockte in allen Adern.

Auch Frau Kroen litt heimlich von dem Gedanken an die Trennung.

Wie Hieronymus durch die durchpfiffenen Dünen ging, rief er ihren Namen in die stoßende, harsche Grauluft.

Des Weges hatte er nicht geachtet.

Er kam durchwettert vor dem hohen Eisentor an.

Frau Kroen stand trotz des pfeifenden Sturmes im Garten. Ihr kirschrotes Tuch um die Schultern flatterte. Sie lachte wehmütig in das Treiben der Blätter.

Herr Kroen war nicht in der Nähe.

Frau Hartje hatte beide feinen, schmalen Hände dem bleichen Asketen ängstlich und scheu entgegengestreckt. Und Hieronymus hatte diese beiden, süßduftenden Hände auch sogleich inbrünstig geküßt.

Und es war ihm, als wenn seine Kraft vollends zu ihren Füßen nieder in den Erdboden versänke, als wenn er jetzt ihre junge Gestalt in seinen Armen wirklich aufheben und forttragen müßte, als wenn es jetzt keine Macht Himmels und der Erden mehr gäbe, die ihn abhalten könnte, das Weib Hartje an sich zu reißen und ihres Lebens letzte, lieblichste Süße ganz auszukosten.

Es war nuurein Augenblick.

Frau Hartje hatte deutlich die Gefahr empfunden. Sie hatte eine so flehende Gebärde gemacht. Ihre blauen Augen baten so zärtlich. Ihre schönen Hände lagen so gebenedeit abwehrend gegen ihn in der Abendluft, noch ehe er eine kleinste Bewegung aus seiner Erstarrung und aus seinem Erstaunen getan. Denn wie er Frau Hartjes Hände geküßt und losgelassen, hatte er sie ins Auge gefaßt, als ob er noch

nie im Leben je eine solche lichte Herrlichkeit angesehen.

So stand Hieronymus noch erstarrt, als Herr Kroen lustig dazutrat und den bleichen Priester mit vergnüglichem Handschlag begrüßte.

Dann saß man mit heiterer Wehmut bei Tische.

Und weil die Abende jetzt früh hereinbrachen, hatte Frau Hartje Befehl gegeben, die Kerzen am Flügel anzuzünden. Und nun quoll Lied um Lied aus versunkenen Mienen und ihren feuchtglänzenden Lippen sehnsüchtig in die unheimlich tosende Düsternacht.

Fromme Gesänge, die von heiliger Inbrunst sprachen und die Herr Kroen lobte.

Hieronymus van Doorn sogen sie Blut aus Hirn und Schläfen, wie Vampyre saugen.

Der bleiche Priester saß in einer Ecke des Kroenschen Musiksaales, in sich eingesunken. Die nervige, ruhelose Hand jetzt ganz aufs Gesicht gepreßt.

Und durch einen Fingerspalt sah er Frau Hartjes vom Kerzenschein vergoldetes, junges, inbrünstiges, singendes Gesicht. Und er hörte ihre glockenreine Stimme und war nicht bei sich.

Er wußte dann auch nicht, wie er ins Pfarrhaus und in sein Bett gekommen war, als er sich am andern Morgen daheim entdeckte. Er war ganz zerfahren

und völlig unschlüssig, ob er in die Welt seiner heiligen oder unheiligen Pflichten — was galten sie ihm noch? — je zurückkehren sollte?

Frau Hartje und Herr Kroen fuhren an diesem Morgen in die Hauptstadt zurück.

Und der Winter kam.

Und Frau Hartje saß in der großen Gesellschaft. Ging in fließenden Schleppkleidern, schlank und lustig und vornehm durch die Salons.

Sie saß im Königsschlosse neben Generalen und Kavalieren, die mit ihr lachten und scherzten.

Und sie dachte von ferne auch manchmal des Hieronymus van Doorn, der in seiner armen Pfarre saß, doch wieder ganz eingeschnürt in seine heiligen Pflichten. Der durch die Dünen verwettert zu Sterbenden und Kranken lief und dann einsam ins Pfarrhaus zurückkehrte, darin die Wände ihn arm und leer anstarrten, und die heiligen Figuren, die nur Holzpuppen waren, ihm seine Hoffnungslosigkeit ins Gesicht schrien.

Achtes Kapitel

Nach der Weihnachtszeit hatte Hieronymus van Doorn vom Bischof einen kurzen Urlaub in die Hauptstadt erhalten. Er war im Treppenhause Derer van Doorn und dann gleich im Treppenhause der Kroens gewesen. In beiden Häusern hatte er niemand angetroffen als Diener. Aber draußen auf der Straße im Menschengewühl war ihm der vornehme Hängewagen mit Herrn und Frau Kroen in Staatskleidern hinter spiegelnden Glasscheiben, offenbar vom Hofe kommend, entgegengefahren. Frau Kroen hatte erst ganz förmlich mit kaum fühlbarem, gnädigen Kopfnicken gegrüßt, hatte dann Hieronymus erkannt und lächelnd ein wenig zurückgeblickt grade, als auch der junge, verhärmte Priester sich nach dem Wagen noch einmal umgesehen, um nun auch seinerseits den Rundhut noch einmal tiefer und ergebener herabzuziehen.

Aber diese erste Begegnung hatte Hieronymus sehr erschüttert. Schon wie der an sich eingeschüchterte, un-

schlüssige Heilige vom Lande in dem Hoteleingang erschienen war, hatte der abgeschabte Portier eine Miene voll heimlichen Mitleids gemacht.

Den Priester hatte nur der eine Gedanke erfüllt, Frau Hartje Auge in Auge wiederzusehen. Und jetzt war sie soeben wie ein lichtes Bild der Einbildungskraft hoheitsvoll und fern über den Köpfen und dem Staube der Menge schwebend vorübergezogen.

Hieronymus war in menschenfremde Ratlosigkeit ganz eingesponnen durch Straßen und Menschengewühl weiter gehastet und derart ins Hotel zurückgekehrt.

Da hörte er, daß der Diener von Frau Kroen den Versuch gemacht hatte, ihn persönlich zu sprechen. Der gemächliche Portier legte ihm auch einen feinen, köstlichen Brief, den Frau Hartje selber adressiert hatte, ehrerbietig in die Hände.

Frau Hartje schrieb voll Huld: „Nein ... Ehrwürden ... daß Sie wirklich in der Hauptstadt sind! Sie werden hier nicht die Stille der Dünenhügel und die eintönige Gewalt der blauen Meerwogen finden. Nur ein zerfahrenes, menschliches Durcheinander. Und wenig Besinnung. Und noch weniger Halt. Der innere Mensch hat hier keine Rechte. Man lebt mit Augen und Sinnen draußen. Eine richtige Jagd nach Vergnügung. Wer im Strome steht, muß vorwärts.

Kommen Sie trotzdem. Sie, der Sie nach dem Höchsten in Ihrer Einsamkeit die Flügel rühren ... usw.“

Hieronymus las den Brief viele Male. Er dachte an Frau Hartje. Ein zehrendes Verlangen nach ihrer leibhaftigen, sonnigen Erscheinung quoll auf in ihm. Er las den Brief wieder. Er sog den reichen Duft, der von dem Papiere ausging. Er schmeckte fast die Lieblichkeit ihres huldreichen Grußes. Und wähnte, daß auch sie sich heimlich nach ihm sehne. Und war erfüllt, als wenn er nicht bei sich wäre, all die Stunden, ehe er vor Frau Hartjes helle, blaue, schwermütige Augen wirklich hintreten konnte.

Aber wie Hieronymus van Doorn am Abend durch das weit aufgetane, hellerleuchtete Tor einschritt, entlud Equipage um Equipage Herren und Damen in prahlenden Uniformen und kostbaren Kleidern. Scharen von üppig geschmückten Menschen liefen durch Treppenhaus und auf den Gängen.

Auch Hieronymus fühlte sich eine Weile wie gehoben.

Als wenn er ein richtiger van Doorn wäre.

Aber wie er wie zufällig an seinem Priesterhabit herabblickte, merkte er, daß er bis an den Hals schwarz zugeschnürt und ärmlich und dürftig aussah.

Hieronymus war im Zuge der Herren langsam bis zu Herrn Kroen selber durchgedrungen.

Es hatte ein lachendes Ins-Auge-blicken und ein kräftiges Handschütteln gegeben.

Dann befand er sich schon wieder an einer andern Stelle.

Da stand er eine Weile wie angewurzelt.

Eingeklemmte Monokles unbekannter Gesichter spiegelten auf ihn.

Die Uniformen in bunten Farben und mit goldenen Schnüren prangten und glitzerten.

Die nackten Frauenschultern in seiner Nähe, die blendend weiß schimmerten, machten ihn erröten.

Üppig quoll ein Arom von lebendigem, süßen Fleische und Blumen, wie in einem Orchideengarten.

Das alles ging ganz verwirrend in ihm hin.

Fast hätte er Frau Hartje dabei ganz vergessen.

Da hatte ein neuer Saal mit blinkenden Spiegeln und tausend warmen Kerzenflammen an Decke und von den Wänden und mit sprühenden Diamanten allenthalben über den Köpfen vor seinem schüchternen Blicke sich aufgetan.

Da sah er auch Frau Hartje. Sie selber noch heller als der volle Lichterschein, mit blitzendem Diadem, über den dicken, goldlichten Zöpfen. Die freien Schultern wie Blüten. Große, sprühende Steine an der Brust.

So ragte Frau Hartje mitten in dem blendenden Saale.

Und alles drängte zu ihr.

Auch Hieronymus kam langsam und fast zwangsweise immer mehr in ihre Nähe.

Die Herren, die großen Schmuck und viel Orden trugen, verneigten sich tief vor ihr. Sie küßten mit gebeugten Häuptern die behandschuhten Hände von Frau Hartje. Und Frau Hartje lächelte lieblich und stand leicht und gnädig ihren von Schmuck und Jugend schimmernden Kopf geneigt.

Hieronymus hatte sich gleich derart in ihren Anblick verloren, daß er vergaß, Schritte vorwärts zu tun. Er stand wieder eine Weile, ohne sich zu rühren.

Auch Herr Kroen ragte jetzt in Staatskleidern in der Nähe, das Monokle ins Auge gedrückt, das auch von vielen andern Männeraugen glänzte.

Und der junge, bleiche Hieronymus fühlte sich wieder eine Weile wie gehoben. Als wenn er ein richtiger van Doorn wäre. Aber wie er an sich herabblickte, kam er sich bis an den Hals schwarz zugeschnürt sehr armselig vor.

Hieronymus war jetzt doch bis zu Frau Kroen hindurchgedrungen.

Frau Hartje sah ihn mit demselben Lächeln an, das

schon von ferne in ihrem Auge stand. Sie schien zuerst kaum zu wissen, wer er wäre? Nein ... doch! Sie nannte ganz deutlich und kindlich seinen Namen. Sie sagte zu den Kavalieren, die dabei standen, mit allergnädigster Glockenstimme: „Das ist der Herr Pfarrer von unserm schönen Meeresstrande. Er hat mir einmal in schwerer Zeit mit seiner Gebetsinbrunst das Leben gerettet."

Frau Hartje sagte das besonders ins gerötete Gesicht eines jungen Offiziers, der ein Prinz war.

Und der auch besonders unbändig darüber lachte.

Das alles erschütterte Hieronymus van Doorn wie eine unbegreifliche Phantasmagorie, darin er obendrein eine ziemlich schauerliche Figur zu machen begann.

Zumal er schon längst nicht mehr vor Frau Hartje stand und die von Glanz und Hitze geblendeten, fremden Gesichter, die um ihn waren, ihn jetzt alle spöttisch anzulächeln schienen.

„Das ist der Herr Pfarrer vom schönen Meeresstrande. Er hat mir einmal in schwerer Zeit mit seiner Gebetsinbrunst das Leben gerettet."

Das unbändige Lachen des jungen Offiziers, der ein Prinz war, schien sich im Lichterglanze fortzusetzen und ihn aus allen Blicken zu höhnen.

Er sah sich jetzt von unten bis oben an, gehetzt

und gepeinigt, daß er noch immer schwarz eingeschnürt dastand wie eine Krähe im lichten Weizenfelde, darin der Wind die vollen Ähren durcheinandertreibt.

Hieronymus war völlig in Verwirrung geraten.

Und wie er in seinem ziellosen Umgeschobenwerden zufällig irgendwo eine Tür entdeckt hatte, war er auch sogleich aus dem Wirrwarr hinaus geflohen.

Er war irgend wohin in eine Gasse gelaufen, um sich nur erst abzukühlen.

Die blendenden Säle bei Kroens standen in seinem inneren Auge noch immer wie eine Feuersbrunst in Weißglut.

Er konnte der Aufregung und der Schmach gar nicht Herr werden.

Warum er sich so erschöpft und erniedrigt fühlte, das wußte er nicht.

„Ach was!“ dachte er nur, „alle verlachten mich!“

Und er lief schon, wo in der Hauptstadt die Hafenarbeiter ihre Schenken haben.

Musik von einem Dudelsack und einer Flöte näselte und pfiff aus einer Schifferkneipe, darin Blusenmänner und Soldaten mit blonden Frauenzimmern im spärlichen Lichte um die Eisensäule tanzten.

Er begann langsamere Schritte zu nehmen.

Dann saß er einsam vor einem unsauberen, rohen Holztisch. Seine Augen brannten vor sich hin.

In dem unheimlichen Gewölbe, darin er in einer halbdunklen Nische Zuflucht gefunden, stand neben dem mit Schinken und Rauchfischen, Austern und Käse besetzten Schenksims ein kolossales, schwarzes Faß.

Schifferknechte und Matrosen mit der dicken Wirtin in aufgesteckter Schürze saßen gegen die Tür im andern Winkel des pechschwarzen Raumes und lärmten.

Geräucherte Fische und Würste hingen von der Decke nieder.

Und angemoderte Flaschen alten, schweren Weines standen in den rauchigen Mauernischen.

Hieronymus ließ sich den teuersten, alten Wein geben. Er trank Glas um Glas. Er begann stolz und erregt und gehässig auszusehen.

Er begann sich jetzt wieder als einer Derer van Doorn zu fühlen.

Und er lachte manchmal vor sich hin, als er eine um die andre Flasche kostbaren, schweren Trankes mit den wenigen Goldstücken, die er bei sich trug, bezahlte.

Erst gegen Morgen kam er torkelnd in sein kleines Hotel zurück. Und er faßte den Hausdiener lachend an, um nicht beim Hinansteigen auf die erste Stufe ganz in die Ecke der Treppe zu fliegen.

Neuntes Kapitel

Draußen leuchtete der helle Morgen.

Als Hieronymus im Morgengrauen ins Hotelzimmer eingetreten, hatte er sich, wie er ging und stand, erschöpft übers Bett geworfen. Nun war er aus einem jachen, gepeinigten Schlafe aufgeschreckt.

Ein Lärm, der den im Schlafe gehetzten Priester noch beängstigender überfallen, hatte ihn ans Fenster getrieben. Fahl und zitternd bog er den Vorhang zurück.

Unten auf der Straße stand ein Menschenhauf um ein gefallenes Pferd gaffend versammelt. Männer schrieen, um dem gemarterten Tiere wieder auf die Beine zu helfen.

Hieronymus kam nicht zu sich. Hart und leer kroch sein Blut in den Adern hin.

Er starrte nur nieder in das Menschengewühl, ohne sich auf irgend etwas besinnen zu können. Und starrte dann ewig auf die Kerze vom Nachttisch, die zu einem winzigen Stumpf herabgebrannt, noch mit blassem Schemen leuchtete.

In dieser Stunde konnte kein Helfer der Seele rufen.

Ein gewalttätiger, harter Sinn ergriff ihn.

Als er aus dem Hotel ausging, dachte er nicht mehr daran, etwas zu sich zu nehmen.

Er lief ohne Ziel. Jetzt gleichsam getrieben von der sinnlosen Zerrüttung, die sein Blut erbarmungslos ausfüllte.

So stand er bald vor einem Waffenladen.

Gewehre waren in schöner Ordnung nebeneinander aufgestellt. Dolche von eingelegter Arbeit lagen im Schaufenster ausgebreitet. Revolver hingen zur Rechten und Linken.

In dieser Stunde konnte kein Helfer der Seele rufen.

Um Hieronymus klang nur jetzt die freche Stimme des nüchternen Tages. In seinen Mienen nagte eine stumme, bleiche Rachsucht.

Hieronymus schritt hastig die beiden Stufen in den Waffenladen empor.

Er redete leise und dumpf nur so hin, daß irgendwo ein Forstmann wäre, der einen dieser kostbaren Revolver brauchte. Er murmelte höhnisch Worte in die Luft.

Der alte, grauhaarige Waffenschmied war sehr devot vor dem jungen Geistlichen und war heimlich sehr verwundert.

Hieronymus ging mit bleichem Gelächter sogleich wieder zur Tür zurück, als er den Revolver an sich genommen.

„Sie vergessen die dreizehn Franken, Ehrwürden!“ sagte der alte Waffenhändler.

„Ja so!“ sagte Hieronymus und kam noch einmal an den Ladentisch zurück.

Er hatte den letzten Fünfzigfrankenschein für den Revolver in Zahlung gegeben.

„Ich bin immer in Gedanken,“ sagte er und versuchte den Waffenschmied anzulächeln. „Entschuldigen Sie nur!“

„Ich habe nichts zu entschuldigen, Ehrwürden!“ sagte der Alte.

Hieronymus hatte die Worte des Waffenhändlers gar nicht mehr gehört.

„Ich werde den Minister töten, wie ein Echter van Doorn,“ redete es in ihm. „Und dann werde ich mich töten ... und die Edeldame wird gar nicht ahnen, daß ein Priester auch ein Held sein kann!“

Solche Worte trieben sich um in ihm.

Aber er irrte doch nur sinnlos lachend in der Menge weiter.

Der Strom der Menschen hatte ihn willenlos mit in ein großes eisernes Portal hinein getrieben.

Es war ein mächtiges Kaufhaus durch viele Etagen.

In Hieronymus Sinnen kroch eine feile Neugier auf. Er begann die tausend Dinge, die jetzt um ihn lagen, ein jedes einzelne Ding lüstern und aufdringlich anzusehen.

Die Verkäuferinnen allenthalben boten ihm sehr gefällig ihre Dienste an.

Sein Gesicht war krankhaft zerfurcht. Seine nervigen Hände waren zerfahren und ruhelos. In der rechten Tasche seines Priesterrockes preßte er noch immer den Revolver. In der linken Tasche zerkrümelte er welke Blumen, die ihm einmal Frau Hartje am Strande in die Hand gelegt.

Er begriff gar nichts.

Er hatte nur lange vor den kostbaren Teppichen gestanden und ging dann langsam durch blanke Möbelstücke.

Er erinnerte sich jetzt an niemand.

Er war auch in die Abteilung der Goldschmiedewaren eingetreten, wo kostbare Stücke zum Teil unter Glas lagen.

Das bunte, juwelische Funkeln und Blinken begann ihm eine Weile im Blute zu prickeln wie mit feinen Nadelspitzen.

Zum ersten Male, daß jetzt ein Gefühl in ihm aufkam.

Ein kleiner erlesener Berloque blitzte in Hieronymus Augen wie eine geile Lockung.

Das Kleinod bestand aus einer gold- und steinverzierten Reiterfigur, die auf einem großen Rubin befestigt war.

Hieronymus' jähe entzündliche Blicke begannen in ihrer ausgehöhlten Einbildungskraft mit dem Kleinod ein Spiel.

Aber wie er aus seiner lüsternen Vertiefung erwachte, war er scheu und wie ertappt sofort von den Juwelen hinaus getreten.

Und doch kam er auf einem andern Wege bald dahin zurück.

Seine Augen begannen in lässiger Gaukelei neu an dem Berloque herum zu sehen und herum zu tüfteln.

Es war eine feine Glasglocke über das Juwel gestülpt.

Auch an der Glasglocke versuchten sich seine Augen eine Weile zu schaffen zu machen, sie in Gedanken einen ganz unsichtbaren Spalt einmal empor zu heben.

So hatte der junge Priester mehrere Minuten sinnlos vertieft davor gestanden.

Aber als ihm die Verkäuferin andere Kleinodien sehr verbindlich zur Ansicht hin hielt, hatte Hieronymus seinen bohrenden Blick auch auf die Spangen und

Agraffen geheftet und sie und die Verkäuferin irr belächelt.

Und doch konnten sich seine inneren Blicke, auch wie er jetzt wieder unter den Möbeln stand, von dem blinkenden Berloque heimlich nicht mehr lösen. Sie versuchten den Berloque richtig aus dem Glasgefängnis heraus zu eskamotieren.

Hieronymus sagte das Wort „Glasgefängnis" pfiffig vor sich hin. Sodaß in seinem beschäftigten Gesicht von dem Augenblicke an der sinnlos befriedigte Ausdruck nicht mehr zu verschwinden schien.

Nun war Hieronymus schon zum dritten Male zu den Goldschmiedestücken zurückgekehrt.

Und jetzt kam der Augenblick, der seine Pulse jach antrieb.

Seine Hände krampften sich. Seine Blicke wurden wie Stein.

Und weil keine Verkäuferin mehr das hütende Auge auf den jungen bleichen, zernagten Mann im Priesterrocke geheftet hielt, weil grade ein Kreis vornehmer Herren und Damen die Verkäuferin umringte, trug der Priester den köstlichen Raub, den seine Augen sich in ihrer tiefen Lüsternheit ausgesonnen, längst mit weihevollem, heiligem Gange die Treppen des Kaufhauses nieder.

Jetzt stand er schon vor dem Wirt seines Hotels.

Er hatte eine ganz freudige Miene. Er sah sehr stolz aus.

Er zögerte eine Weile, und sagte dann mit priesterlicher Herablassung, daß er sich nicht genug mit Gelde versehen. Und dann sah er das kostbare Kleinod an, das er in einem leeren Hausflur eilig an seiner Uhr befestigt hatte, und bot es zum Pfande.

Der Wirt war sehr gefällig und half seinem priesterlichen Gaste mit reichlichem Gelde aus der Verlegenheit.

So hatte Hieronymus van Doorn den Priesterrock bald in einen vornehmen Herrenrock verwandelt.

Am Nachmittag saß er unter den Gästen des Café Imperiale auf der Straße zum Opernhaus.

Jetzt sah er aus wie ein Edelmann.

Den Abend hatte er zuerst im Opernhaus ein Ballet angesehen.

Dann irrte er durch finstere Straßen, scheu wie ein vornehmer Schatten.

Das Sternenlicht fiel spitz in die Häuserschlünde hinab.

An einem alten, finsteren Haus, das ihm der Portier genau bezeichnet, hatte er ein bronzenes Furienhaupt, daran als Ring eine Bronzeschlange lag, lange angestaunt.

Bald hörte man in der Finsternis der Gasse mehrere dumpfe Schläge.

Wie sich das schwere Tor lautlos in tiefem Dunkel auftat, fiel ein kleiner Lichtschein heraus, der Hieronymus Schatten an die kahle, fensterlose Mauer von gegenüber warf.

Der Blick eines kalten Frauenauges verständigte ihn ohne Worte, sodaß er sogleich durch den langen Gang vorwärts ging, der unheimlich und gewölbt schien.

Hieronymus Herz schlug so hart gegen seine Brust, daß er eine Weile wähnte, es wäre ein fernes Hämmern.

Dann trat er in spiegelnde, erleuchtete Räume ein.

Schimmernde Frauen aus seidigem Glanze lachten ihm allenthalben entgegen. Die meisten schienen hell und blond wie Hartje. Eine war von zitronengelber Hautfarbe, hatte dunkles Haar und war wie eine Katze schlank und geschmeidig in ihren Bewegungen. Sie tanzte im Kreise, indem sie dazu das Tamburin schlug.

Die andern Frauen saßen in Seiden und Spitzen um die Tanzende, schlugen in die Hände und sangen dazu die Endzeile.

Der elegante Herr Hieronymus van Doorn trat lachend in den Kreis ein, den Seidenzylinder in den

Nacken geschoben, schlug auch in die Hände und begleitete bald den Tumult wie die andern vornehmen Lebemänner, die herum standen.

Scham war nicht im Raume. Man konnte sich hier dreist in die Augen sehen und an jedes Leibe prüfend herabblicken.

Eine junge, anmutige Dirne mit blauen Augen, die zwei dicke, gelbe Zöpfe um ihren Kopf geschlungen trug, hatte Hieronymus einen Schlag auf den Rücken gegeben, ihn lustig um sich selber gedreht und hatte ihn dann in ihre fleischigen Arme aufgehoben und in feierlich drolligem Gange auf das Sofa getragen.

Man trank. Man kreischte Lieder zum Weine.

Auch Hieronymus schrie.

Weil Hieronymus mit Gelde prahlte und nicht zurück hielt, hatten sich auch andre Dirnen an seinen Tisch hinzu gefunden. Hieronymus und Hartje, denn so hieß zufällig die blonde Person, die ihn aufs Sofa getragen, hockten in einander gewunden. Eine der Damen tanzte unterdessen auf dem Tische über Gläser und Flaschen hinweg. Allen erschien Hieronymus wie ein besonders vornehmer Herr, der das Tollsein verstünde.

Aus den Weingeistern stieg das Wirrsal, daß man sich jetzt neu umeinander schwang. Und daß der junge

Priester in verzehrter Sucht vollends Hartje umfaßt und sie jäh und ungebärdig in ihre Kammer gerissen hatte.

* * *

Und Hieronymus van Doorn war dann wie in ein tiefes, abgründiges, hoffnungsloses Dunkel versunken.

Er war ganz ausgeblasen. Von ferne nur schien es, als wenn er in tiefster Hölle irgendwo begraben läge.

Die Wölbung der Finsternisse war aus schwerem Urgestein und preßte ihn.

Ein heißes Brennen wie der furchtbarste Durst trocknete seinen Gaumen.

Wer ihn gesehen hätte neben der blonden Hartje, die auch im Schlafe lag, hätte auf einen in der Qual der Entbehrung lallenden Mund und in ein Gesicht des bleichen Entsetzens gesehen.

Der Schlaf war nicht der Tod, er war die Verdammnis.

Rings herrschte tiefe Nacht. Das kleine Gewölbe lag in tausend grauen Schatten.

Durch die Fenster dämmerte die Graunacht.

Hartjes Atem ging gleichmäßig und hörbar.

Hieronymus' Atem schien nicht mehr zu leben.

Nur tiefste Stille drinnen und draußen. Die Stadt schlief dem Morgen zu.

Und Hieronymus fühlte nur von ferne, daß er irgend-

wo im Grabe läge und nicht von den Wunden und Schwären erwachen könnte.

Und es kam ein Dröhnen.

Die Wölbung gab es kaum erst als Ton. Nur wie ein Surren.

Und Hieronymus träumte, daß Männer bei ihm stünden über seinem Grabe. Und daß der eine mit der Hand auf ihn wiese und zum andern laut sagte: „Oh, Herr, er stinket schon!"

Da schlug wieder ein gewaltiges Dröhnen und Surren aus der Höhe in Hieronymus tiefste Finsternis.

Und Hieronymus träumte, daß die beiden Männer, die über sein Grab sich beugten, Jesus Christus und der blonde Johannes selber wären.

Und er lag lange starr mit Schwären und Wunden im finsteren Grabe.

Aber das Dröhnen schwoll und quoll wie Wogen in der Finsternis. Es gab ein Branden und ein hehres Erklingen. Es war wie wenn Engelstimmen heimlich sich mischten.

Und Hieronymus träumte, daß Jesus Christus Gestalt sich tiefer über sein Grab herab beugte, die bleiche, sanfte Hand nach ihm reckend, mit der er seine Rechte ergriff, und daß Jesus mit freundlichem Augenglanz sagte ... „Lazare, komm heraus!" ...

Da war ein Gewimmel von Tongewalten, die um Hieronymus geschlossene Augen sich zu ergießen begannen. Die anschwollen und ebbten und brandeten. Und die Nachtluft erzittern machten. Und Hieronymus' Blut gleich mit Eiskälte trafen und vollends erweckten.

Die Domglocken dröhnten ihren Frühgesang.

Hieronymus sprang aus dem Bette.

Er sah sich nicht um.

Er warf die Kleider über.

Er floh in die Morgenluft.

Er war an demselben Tage schon wieder in der Heimat.

Wie er durch sein Dorf schritt, sahen seine Fischersleute, daß sein Haar weiß geworden.

* * *

Am andern Tage nach langem Fasten und blutiger Kasteiung war Hieronymus zum Bischof gefahren.

Der alte Kirchenfürst war über den Anblick des zermarterten, vernichteten Menschen bis ins Innerste erschrocken. Er mußte sich lange bemühen, Sinn in Hieronymus' gehetzte Worte zu bringen.

Wie der ehrwürdige Herr endlich alles begriffen hatte, war er zunächst zur höheren Ehre der Kirche

beflissen, die irdischen Spuren der begangenen Verbrechen noch vor dem völligen Ruchbarwerden auszutilgen.

Das ist ihm auch unschwer gelungen.

Und vor allem hatte der Bischof Hieronymus tiefe Entwürdigungen auferlegt, wodurch die greuliche Sündenlast langsam gesühnt werden sollte.

* * *

Als im beginnenden Frühling Herr und Frau Kroen wieder in ihr Strandschlößchen eingekehrt und am Strande entlang geritten waren, hatten sie bald den Pfarrer des Dorfes begegnet.

Sie wußten zuerst nicht, ob sie recht gesehen.

Aber wie sie ihn heimlich erschrocken mit zutraulichem Gruße grüßten, war der bleiche Mensch mit scheuer Gebärde, und als wenn er vor dem Glanze der Höllenkönigin auf der Hut wäre, an ihnen vorüber gehastet.

Hieronymus van Doorn war jetzt ein Büßer. Aber er war keiner von denen, die Bischof oder irdische Sündenvergebung je zu lösen vermochte.

Wer Hieronymus sah, sah einen, der nicht mehr jung schien, nur zerfurcht von dem Hunger nach Rein-

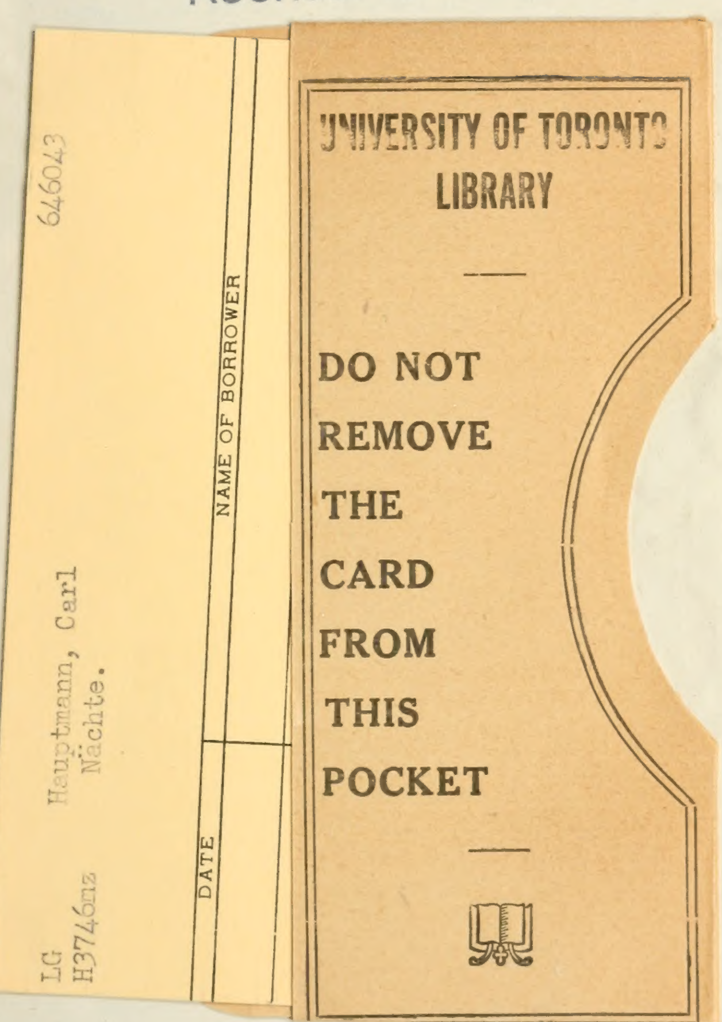
heit, einen ganz in sich Gekehrten und Verzehrten, der immer neu die heimlichen Qualen niederrang.

Hieronymus war jetzt ein Gebetsrufer aus der Tiefe seiner Seelenschande, der nur die heiße, heilige Anklammerung an die letzte Verheißung noch lebte und litt in der Jagd seiner nie gestillten Gewissenspein.

* * *

Eines Tages, ein zwei Jahre nachher, hatten an einem Weihnachtstage die Fischersleute in der Dorfkirche vergeblich auf Hieronymus gewartet. Er war nicht vor dem Altar erschienen.

Wie man ins Pfarrhaus eindrang, fand man ihn halb entblößt, den Rücken mit blutigen Striemen bedeckt, in seinem Schlafzimmer vor dem Kreuze erstarrt auf der Diele liegen, mitten in der Inbrunst seiner Zerknirschung vom „Erlöser“ mit weicher Hand in die ewige, abgrundtiefe Ruhe gebettet.


646043
LG
H3746nz
Hauptmann, Carl
Nächte.
NAME OF BORROWER
DATE
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

